ERSCHEINUNGEN UND PSYCHISCHE FUNKTIONEN.

VON

C. STUMPF.

AUS DEN ABHANDLUNGEN DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
VOM JAHRE 1906.

BERLIN 1907.

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER.

ERSCHEINUNGEN
UND PSYCHISCHE FUNKTIONEN.

VON

C. STUMPF.

AUS DEN ABHANDLUNGEN DER KÖNIGL. PREUSS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
VOM JAHRE 1906.

BERLIN 1907.
VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER.

Gelesen in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 19. Januar 1905.
Zum Druck eingereicht am 31. Januar 1907, ausgegeben am 30. März 1907.

Die erkenntnistheoretische Würdigung der Sinneserscheinungen hat in der neueren Philosophie eigentümliche Wandlungen durchgemacht. Den Rationalisten bis zur Wolfschen Schule galten die sinnlichen Qualitäten als etwas in sich selbst mit Dunkelheit Behaftetes, darum Unwirkliches. Selbst die räumliche Ausdehnung, die Descartes noch als eine klare und deutliche Vorstellung gelten ließ, wird von Leibniz, entschiedener noch von Wolf, wegen der Unterschiedsschwelle als verworrene Perzeption aufgefaßt. Kant sieht dagegen in den durch Raum und Zeit geformten Erscheinungen die wahren Gegenstände der Wissenschaft und erkennt ihnen eine empirische Realität zu. Einflußreiche moderne Denker endlich wie Mach kennen überhaupt kein anderes Sein mehr als das der Erscheinungen. Diese selbst sind die gesuchten Wirklichkeiten, die einzigen »Elemente« des Universums. Weder dahinter gibt es etwas, noch davor, noch darüber, weder Physisches noch Psychisches, das nicht restlos in Erscheinungen aufginge. Die Atome wie die Energien der mathematischen Physik sind ihnen begriffliche Hilfskonstruktionen ohne jede reelle Bedeutung. Der alte Realismus, der die Dinge, wie sie erscheinen, für wirklich nimmt, wird so im Grunde rehabilitiert, und die letzte Weisheit der Erkenntnislehre fällt mit dem primitiven Ausgangspunkt alles Nachdenkens zusammen.

Die Grundfrage, um die es sich hier handelt, in der alle weiteren Differenzen wurzeln, betrifft das Verhältnis der Erscheinungen zu den psychischen Funktionen. Sie führt auf psychologisches Gebiet. Da die Ansichten darüber auch die Psychologen noch in verschiedene Lager spalten, will ich im folgenden den Gegensatz ihrer Anschauungen erläutern und die Stellung der Funktionspsychologie gegenüber der Erscheinungspsychologie, soweit es in einer allgemeinen Übersicht möglich ist, begründen. Völlig ausgetragen werden ja solche prinzipielle Differenzen, wenn überhaupt, nur durch jahrhundertelangen Kampf ums Dasein, durch die Fruchtbarkeit der Anschauungen für den Fortschritt der Wissenschaft.

I. Erläuterung der Ausdrücke und der Standpunkte.

Wir gebrauchen im Nachstehenden das Wort Erscheinungen zunächst ganz absehend von der Realitätsfrage, nur als gemeinschaftliche Bezeichnung für folgendes:

a) Für die Inhalte der Sinnesempfindungen. Zu ihnen rechnet die neuere Psychologie mit Recht auch die räumliche Ausdehnung und Verteilung der Gesichts- und der Berührungseindrücke, da das Quantitative dieser Empfindungsinhalte in gleicher Weise wie das Qualitative gegeben ist. Zumeist wird auch die zeitliche Dauer und Folge als Sinnesinhalt betrachtet. Obgleich in bezug auf die Zeit noch Schwierigkeiten bestehen, wollen wir sie hier den Sinnesinhalten zuordnen, da sich alle folgenden Betrachtungen auf zeitliche Eigenschaften in gleicher Weise wie auf Sinnesinhalte anwendbar zeigen.[1] Das sogenannte Lust- und Schmerzmoment der Empfindungen hingegen lassen wir hier beiseite, da die theoretische Auffassung der rein sinnlichen Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit noch zu großen Differenzen unterliegt. Ich habe jedoch nichts einzuwenden, wenn man auch sie einfach den Erscheinungen zuordnet, nicht als Attribute, sondern als besondere Klasse.[2]

b) Für die gleichnamigen Gedächtnisbilder, die »bloß vorgestellten« Farben, Töne usw. Ohne über das Verhältnis dieser Klasse zu der ersten etwas zu präjudizieren, wollen wir sie als Erscheinungen zweiter Ordnung von jenen als Erscheinungen erster Ordnung unterscheiden.

Zwischen Erscheinungen bestehen gewisse Verhältnisse. Sie sind in und mit je zwei Erscheinungen gegeben, nicht von uns hineingelegt, sondern darin oder daran wahrgenommen. Sie gehören zum Material der intellektuellen Funktionen, sind nicht selbst Funktionen, noch auch Erzeugnisse von solchen.

Als psychische Funktionen (Akte, Zustände, Erlebnisse) bezeichnen wir das Bemerken von Erscheinungen und ihren Verhältnissen, das Zu-

[1] Die räumliche und zeitliche Verteilung der Sinneserscheinungen sind keinesfalls als bloße Verhältnisse zu definieren. Der Unterschied zwischen Rechts und Links, Jetzt und Vorhin ist für unser Bewußtsein ein absoluter. Aber es gründen sich auf diese Unterschiede absoluter Orte und Zeiten Verhältnisse, ebenso wie auf die Unterschiede der Tonhöhe, der Farbenhelligkeit und anderer absoluter Eigenschaften.

[2] Siehe »Über Gefühlsempfindungen«, Zeitschr. f. Psychologie Bd. 44 (1907), S. 1 f.

sammenfassen von Erscheinungen zu Komplexen, die Begriffsbildung, das Auffassen und Urteilen, die Gemütsbewegungen, das Begehren und Wollen. Es soll damit nicht eine scharfe und erschöpfende Klassifikation gegeben sein, sondern nur eine Übersicht der wichtigsten Beispiele. Wenn wir intellektuelle und emotionelle Funktionen scheiden, gebrauchen wir auch diese alte und bequeme Unterscheidung ohne Präjudiz in Hinsicht ihrer definitiven Genauigkeit.

»Funktion« ist also hier nicht im Sinn einer durch einen Vorgang erzielten Folge verstanden, so wie man etwa die Blutzirkulation als Funktion der Herzbewegung bezeichnet; sondern im Sinne der Tätigkeit, des Vorganges oder Erlebnisses selbst, so wie die Herzkontraktion selbst als eine organische Funktion bezeichnet wird. Ich betone dies, weil gelegentlich eine dem Wortlaut nach mit der unsrigen identische oder ähnliche Fragestellung in jenem ganz anderen Sinne verstanden wird.[1]

Die Frage, wie wir von psychischen Funktionen Kenntnis haben, wird verschieden beantwortet. Für den Einen sind nur Erscheinungen unmittelbar gegeben. Für den Zweiten außer ihnen noch das Bewußtsein

[1] So in der Abhandlung von D. S. Miller, »The Confusion of Function and Content in Mental Analysis«, Psychological Review II, 1895, S. 535. Hier werden von den Inhalten die Funktionen im Sinne der Folgen unterschieden, die sich an die Gegenwart gewisser Inhalte knüpfen, Folgen, die aber selbst nur in inhaltlichen Veränderungen oder in der Beeinflussung unseres praktischen Verhaltens zum Vorschein kommen. Beispielsweise ein Begriff oder ein Urteil hat nach dem Verfasser sein ganzes Dasein nur in solchen, an konkrete Empfindungsinhalte geknüpften Folgeerscheinungen (what it does S. 540). Das Ergebnis seiner Untersuchungen führt ihn dazu, die Funktionen in unserem Sinne zu leugnen, und zwar gerade darum, weil alles, was auf ihre Rechnung gesetzt wird, sich in Funktionen nach seinem Sinn auflöst. Wenn er freilich das Wollen als etwas Gegebenes zur Analyse des Urteils heranzieht, so zeigt sich schon daran, daß er seine Absicht an dieser Stelle jedenfalls nur sehr unvollständig ausgeführt hat.

Auch der Gegensatz, den M. Wh. Calkins in ihrer deutschen Schrift »Der doppelte Standpunkt in der Psychologie« (1905) betont, deckt sich, soweit ich verstehe, nicht mit dem obigen, sondern mehr mit dem, den Miller und andere Amerikaner im Auge haben. Besonders geht dies aus ihrer späteren Abhandlung, »Structural and functional Psychology« Psych. Rev. XIII, 61 ff.), hervor, wo S. 73 »function« nach Dewey definiert wird als »part played with reference to reaching or maintaining an end«, und wo die Funktionspsychologie als eine Anwendung des modernen sogenannten Pragmatismus in der Philosophie hingestellt wird.

In ähnlicher Weise faßt J. M. Bentley den Gegensatz (Psychology of Organic Movements, American Journal of Psychology XVII, 1906, S. 293 f.). Seine Abhandlung orientiert besonders über die Fassung dieser Prinzipienfragen unter den amerikanischen Psychologen.

im allgemeinen, das sich allenfalls auch selbst zum Gegenstand werden kann, aber in sich keine Unterschiede findet. Alle angeblich verschiedenen Funktionen werden entweder als Erscheinungsunterschiede definiert oder aber als unbewußte Funktionen, die wir nur aus den Erscheinungen erschließen können. Für den Dritten sind die emotionellen Funktionen unmittelbar gegeben, intellektuelle nur erschlossen.[1] Für den Vierten sind Funktionen von beiderlei Art unmittelbar gegeben.

Die erste Position vertritt die gesamte Assoziationspsychologie. Aber nicht sie allein. Die Behauptung, daß alles psychisch Erfahrbare, abgesehen von den Sinnesempfindungen, sich durch die Regeln der Assoziation erklären lasse, ist nur eine besondere Form der allgemeineren Lehre, daß alles psychisch Erfahrbare in Erscheinungen bestehe. Es könnte für die Erscheinungen zweiter Ordnung noch andere Gesetze als die Assoziationsgesetze geben. Von den heutigen Physiologen und Psychiatern huldigen die meisten, von den Experimentalpsychologen viele, dieser rein phänomenalistischen Anschauung hinsichtlich des unmittelbar Gegebenen.

Die drei letzten Ansichten führen zu einer Funktionspsychologie, aber die erste von ihnen steht der reinen Erscheinungspsychologie sehr nahe, da über jenes allgemeine undifferenzierte Bewußtsein nicht viel auszusagen ist. Nur in der Form einer Psychologie des Unbewußten wird man von da aus eine Untersuchung psychischer Funktionen noch zulasssen können. Wenn daher weiterhin von Erscheinungspsychologie und Funktionspsychologie die Rede ist, sind vorzugsweise die beiden extremen Standpunkte, der erste und vierte, gemeint, in denen sich der Gegensatz am schärfsten und reinsten ausprägt. Da ich den vierten zu vertreten gedenke, seien einige Erläuterungen darüber sogleich beigefügt.

Unmittelbar gegeben nennen wir, was als Tatsache unmittelbar einleuchtet. Daß über unmittelbar Gegebenes Streit sein kann, darf nicht wundernehmen, da die Existenz einer Sache außer allem Zweifel stehen und doch die Beschreibung ihrer genaueren Details Schwierigkeiten machen kann. So ist es auch bei den unmittelbar einleuchtenden allgemeinen Gesetzen, den logischen Axiomen. Mir scheint nun die Beschreibung des unmittelbar Gegebenen nur dann mit erschöpfender Vollständigkeit möglich,

---

[1] Dies lehrt z. B. DAVID HUME, Treatise on human Nature. B. I P. 1. Sect. 2. Der umgekehrte Standpunkt dürfte von bedeutenderen Denkern nicht vertreten sein.

wenn man dreierlei dazu rechnet: Erscheinungen, Funktionen, endlich Verhältnisse zwischen den Elementen jeder dieser Gattungen und zwischen den Elementen der einen und anderen Gattung. Es ist z. B. sicher eine unvollständige Beschreibung, wenn man sagt, alles »Urteilen« bestehe in der bloßen Gegenwart einer Summe von regelmäßig verknüpften oder in sonstigen Verhältnissen stehenden Erscheinungen. Will man das, was wir beim Urteilen innerlich erfahren, beschreiben, so läßt die bloße Aufzählung der Erscheinungen (auch der Erscheinungen zweiter Ordnung) und ihrer Verhältnisse untereinander immer, man mag noch so erschöpfend damit vorgehen, einen Rest. Mit arithmetischen Resten ist dieser freilich insofern nicht vergleichbar, als er sich nicht gesondert von den Erscheinungen herstellen und erfahren läßt. Wir finden so überhaupt mit den Erscheinungen aufs engste verwoben und auf sie bezogen die Funktionen. Wir finden auch spezifische und generelle Verschiedenheiten der Funktionen: Zergliedern, Zusammenfassen, Bejahen und Verneinen, Begehren und Ablehnen sind qualitative Unterschiede im psychischen Verhalten, in der Art und Weise, wie der seelische Organismus arbeitet.

In diesem Sinn ist von Wahrnehmung und Beobachtung psychischer Funktionen seit Locke und Leibniz (von älteren Denkern zu schweigen) vielfach die Rede. In neuerer Zeit stehen unter den Deutschen Sigwart, Lotze, Fr. Brentano und alle, die von ihm ausgingen[1], ferner Dilthey, Volkelt, B. Erdmann, Th. Lipps[2] ausdrücklich auf diesem Standpunkt. Sie finden sich nicht überzeugt durch den Einwand, daß wir unser Sehen doch nicht wieder sehen, schließen vielmehr gerade aus diesem Umstand, daß wir vom Sehen durch eine andere Richtung des Bewußtseins Kenntnis erhalten müssen wie von den Farben. Sie leugnen, daß das Bewußtsein des Sehens sich reduziere auf die mit den Farbenerscheinungen gleichzeitig auftretenden Gedächtniserscheinungen, die uns das Bild des Sehorgans u. dgl. vorführen. Noch weniger halten sie solche Deutungen für möglich gegenüber dem Bewußtsein des Urteilens oder des Wollens. Sie glauben das seelische Leben und Weben in sich selbst zu erfassen, Farben und Töne aber nur als In-

[1] Am nachdrücklichsten hat neuerdings Husserl in seinen Logischen Untersuchungen (1900, 1901) die Lehre von den »Akterlebnissen« vertreten und durchgeführt. Besonders vgl. II, 359, 471.

[2] In seinen neueren Schriften; früher hatte Lipps, wenn ich seine Ausführungen recht verstehe, ein Bewußtsein psychischer Funktionen als solcher bestritten.

halte von Wahrnehmungsakten, also einer besonderen Klasse seelischer Funktionen. Inhalt und Akt sind nach dieser Lehre in einer noch näher zu beschreibenden Weise miteinander verknüpft, aber nicht aufeinander zurückführbar.

Auch die zahlreichen neueren Psychologen, die einen essentiellen Unterschied zwischen Empfindungen und bloßen Vorstellungen behaupten, statuieren an diesem Punkte wenigstens das Gegebensein funktioneller Unterschiede. Denn da die gesehene von der bloß vorgestellten Farbe sich nicht durch Farbenton, Helligkeit, Intensität oder sonst ein inhaltliches Merkmal unterscheiden soll: was kann mit dem essentiellen, qualitativen oder spezifischen Unterschied gemeint sein als eben ein funktioneller Unterschied, eine verschiedene Art des psychischen Verhaltens zu der gleichen Erscheinung? Und da diese Verschiedenheit zu den Tatsachen des Bewußtseins gerechnet wird, so nimmt man, soviel ich sehe, in diesem Punkte funktionelle Unterschiede als unmittelbar gegeben an.

Ausdrücklich sei bemerkt, daß die Behauptung, es gebe eine Wahrnehmung psychischer Funktionen als solcher, nicht notwendig die Leugnung unbewußter psychischer Funktionen einschließt. So läßt ja der dritte unter den obigen vier Standpunkten die intellektuellen Funktionen unbewußt vor sich gehen. Aber auch der vierte schließt das Vorkommen unbewußter Zustände und Tätigkeiten, die den wahrgenommenen psychischen Tätigkeiten bis auf das Merkmal der Bewußtheit gleich wären, nicht a priori aus. Über diesen Punkt soll hier nichts festgesetzt werden.

Auch den Voluntarismus sowie die Frage nach dem »Tätigkeitsgefühl« und die nach dem Ichbegriffe lassen wir hier unberührt. Mag das Wollen die Grundfunktion sein oder nicht, mag das vieldeutige Tätigkeitsgefühl wie immer interpretiert werden, — hier ist nur die Frage nach dem Bewußtsein des Wollens und Tuns, und diese Frage ist unabhängig von der Art, wie man sich zu jenen Angelegenheiten stellt. Das nämliche gilt vom Ichbegriffe. Bewußtsein der psychischen Funktionen ist nicht ohne weiteres Bewußtsein einer Substanz hinter den Funktionen. Die Funktionspsychologie ist verträglich mit der Anschauung, daß die Seele zu fassen sei als ein Ganzes von Funktionen und Dispositionen, wobei dann aber natürlich auch der Körper ebenso nur als ein Ganzes physischer Vorgänge, Eigenschaften, Kräfte, Dispositionen gilt, die Ansichten über das Verhältnis dieser beiden Komplexe zueinander aber zunächst völlig frei

bleiben.[1] Glaubt man gleichwohl Gründe zu haben, zu jenem Ganzen psychischer Funktionen und Dispositionen, das wir Seele nennen, noch eine uns nicht gegebene Konstante hinzuzudenken, oder sie als einen zwar mitgegebenen, aber nicht für sich bemerkbaren Teil jenes Ganzen zu betrachten, so ist sie doch eben immer nur erschlossen, nicht unmittelbar gegeben im obigen Sinne. Was als Tatsache unmittelbar einleuchten soll, muß wahrnehmbar sein.[2]

Mit dem Problem der Willensfreiheit hängt die uns beschäftigende Frage nur insofern zusammen, als die Erscheinungspsychologie das Wollen nicht anders als deterministisch auffassen kann (sie müßte denn etwa die Freiheit in irgendwelchen unbewußt-psychischen Akten suchen). Dagegen ist der Funktionspsychologe nicht etwa als solcher zugleich Indeterminist. Wenn das Wesentlichste im geistigen Leben die Funktionen, die Erscheinungen nur ihr Material sind, so können doch die Funktionen streng gesetzlich mit den Erscheinungen, untereinander und mit ihren außerbewußten oder außerpsychischen Bedingungen verknüpft sein. Die Anerkennung der Funktionen als Bewußtseinstatsachen bedeutet weiter nichts als die Anerkennung einer Anzahl von Variablen, die man außer den in den Erscheinungen selbst gegebenen (Qualität, Intensität usf.) zur Beschreibung des unmittelbaren Tatbestandes und seiner Veränderungen für erforderlich hält. Die Formeln, in welche diese Variablen eingehen, können sehr mannigfacher Art sein, sich auch quantitativen Bestimmungen überhaupt entziehen. Gleichwohl kann der Satz, daß unter genau gleichen Umständen genau gleiche Folgen eintreten müssen, auch hier seine Gültigkeit haben; wenigstens enthält der eingeführte Begriff psychischer Funktionen an sich keine Veranlassung, ihn zu bestreiten.

Ich füge noch kurz bei, wie ich das Verhältnis des unmittelbar Gegebenen zum Realitätsbegriffe fasse; nicht weil dies für den Gedankengang im folgenden von positiver Bedeutung wäre, sondern nur um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen:

---

[1] Die von Wundt so genannte »Aktualitätstheorie« ist bereits von Lotze und Fechner nachdrücklichst vertreten worden. Weiter zurückgehend wird man natürlich Hume nennen, der nur fälschlich statt eines »Ganzen« eine bloß assoziative Vereinigung behauptet hat. Im Grunde aber hat bereits Leibniz diese Auffassung von der Seele, und zwar in richtigerer und tieferer Form als Hume.

[2] Wenn in der vorhererwähnten Schrift von M. Wh. Calkins die Funktionspsychologie als Ichpsychologie bezeichnet und dafür auch mein Name zitiert wird, so ist dies ein Mißverständnis. Ich habe niemals daran gedacht, die Psychologie auf das Ichbewußtsein zu gründen.

Die Gesamtheit des unmittelbar Gegebenen ist **real**. Denn sie ist das, wovon wir überhaupt den Begriff des Realen gewinnen, um ihn dann erst auf anderes zu übertragen.[1] Die Erscheinungen sind real als Inhalte, worauf sich Funktionen beziehen, die Funktionen sind real als Funktionen, die sich an Erscheinungen betätigen, die Verhältnisse als Verhältnisse zwischen Erscheinungen oder zwischen Funktionen usw. Von »bloßen Erscheinungen« können wir nicht in dem Sinne sprechen, als wären sie, ohne Bezug auf eine äußere Wirklichkeit, ein völliges Nichts. Die Erscheinungen gehören nur nicht **der** Wirklichkeit an, der sie das naive Denken zunächst zuschreibt, nämlich einer vom Bewußtsein unabhängigen Wirklichkeit.[2]

Nicht bloß aber sind Erscheinungen und Funktionen, jedes in seiner Weise und in seiner Stellung gegenüber dem anderen, real, sondern sie bilden unter sich eine reale **Einheit**. Denn sie sind in engster Verknüpfung miteinander gegeben, und es ist das nämliche undefinierbare Bewußtsein, in dem Erscheinungen und Funktionen gegeben sind.

Wir untersuchen nun, ob die psychischen Funktionen durch irgendwelche Prädikate des Erscheinungskreises selbst bestimmt werden können, ob umgekehrt irgend etwas von psychischen Funktionen den Erscheinungen immanent oder mit ihnen denknotwendig verknüpft ist, dann ob Erscheinungen und Funktionen, in gewissen Grenzen wenigstens, gegenseitig unabhängig variieren.

II. Unübertragbarkeit der Prädikate und logische Trennbarkeit.

Daß Funktionen nicht restlos in Erscheinungen auflösbar sind, können wir hier wohl voraussetzen, nachdem alle Bemühungen in dieser Hinsicht seit HOBBES in beinahe grotesker Weise sich als Erschleichungen darstellten. Solche Bemühungen rangieren neben dem Goldmachen und der Erfindung des Perpetuum mobile, ja noch erheblich tiefer. Jeder Versuch hat nur aufs neue die Eigenart der beiden Gebiete gegeneinander ans Licht gestellt. Auch wer Funktionen nicht für etwas direkt Bewußtes hält, ist wenigstens hierüber mit den Funktionspsychologen einig.

[1] Dies hebt BENEKE in seiner Metaphysik richtig, wie mir scheint, hervor. Nicht für zwingend halte ich es dagegen, wenn man mit ihm aus diesem Umstand den Schluß ableitet, alles Reale müsse psychisch sein.

[2] Vgl. hierzu HUSSERL, Log. Unt. II, Schlußparagraph.

Der Unterschied ist aber auch der schärfste, den wir kennen. Kein Prädikat der Erscheinungswelt (es sei denn die Zeit) kommt den psychischen Funktionen zu. Auch eine Intensität besitzen sie jedenfalls nicht in demselben Sinne wie die Töne, die Gerüche. Was wir an ihnen unterscheiden, sind Merkmale eigener Art, wie die Deutlichkeit der Wahrnehmungen, die Evidenz der Urteile, die Allgemeinheitsstufen der Begriffe. Daß bei emotionellen Funktionen ein Analogon zu der Stärke sinnlicher Eindrücke vorhanden sein kann, braucht man darum nicht zu leugnen; es wird sich dann eben um eine Analogie, nicht um Intensität im identischen Sinne des Wortes handeln.[1]

Ebenso weisen die psychischen Funktionen eigenartige Verhältnisse mannigfachster Art unter sich auf, verschieden von allen Gattungen der Verhältnisse, die sich zwischen den Erscheinungen finden; beispielsweise die eigentümliche Verflechtung intellektueller mit emotionellen Funktionen, und wieder innerhalb der ersten das Verhältnis der Urteile zu den Begriffen, der Begriffe zu den Anschauungen, innerhalb der zweiten das Verhältnis des Wollens von Mitteln zum Wollen der Zwecke, des Wollens überhaupt zu seinen Motiven usf.

Umgekehrt kann aber auch kein funktionelles Prädikat den Erscheinungen zuerkannt werden. Wenn ich mir eine rote Farbe, eine Figur, eine Bewegung vergegenwärtige, so ist mir allerdings auch das Wahrnehmen und der ganze aktuell-psychische Zustand dabei bewußt, aber ich erfasse ihn nur mit der Farbe, nicht in ihr. Er ist nicht ein Merkmal der Erscheinung gleich der Helligkeit, der Ausdehnung.

Überhaupt ist der Begriff psychischer Funktionen nicht durch eine logische Notwendigkeit mit dem der Erscheinungen verknüpft. Kein begriffliches Band läßt sich hier entdecken. Erscheinungen ohne darauf bezügliche Funktionen, Funktionen ohne Erscheinungen sind widerspruchslos denkbar (wenn auch nicht Funktionen ohne einen Inhalt überhaupt). Zu einem Ton gehören mit begrifflicher Notwendigkeit nur die Merkmale

[1] Die Intensitätsfrage ist ja auch bei den Erscheinungen noch nicht allgemein gelöst, zumal bei den Gesichtsempfindungen. Wenn man mit H. Bergson (Essai sur les données immediates de la conscience, 1889, Ch. 1) und F. Brentano (Die Lehre von der Empfindung. Bericht über den 3. Internat. Kongreß f. Psychologie. München, Lehmann, 1897, S. 110 f.) weder den Erscheinungen noch den Funktionen Intensitätsunterschiede zugesteht, dann fällt natürlich die Frage nach gemeinsamen Eigenschaften in dieser Hinsicht überhaupt weg. Aber es ist dann allerdings auch ein Unterschied weniger.

der Höhe, Stärke u. dgl., die zur vollständigen Beschreibung der Erscheinung erforderlich sind. Das Merkmal des Wahrgenommenwerdens gehört nicht dazu. Es unterscheidet nicht einen Ton vom anderen. Es greift über die Erscheinung hinaus und in eine total andere Sphäre über.

Berkeleys Behauptung, wir könnten Ausdehnung nur als wahrgenommene Ausdehnung denken, ist daher ein Mißverständnis. So kann der Phänomenalismus nicht begründet werden. In sich widersprechend ist prinzipiell weder der Realismus der Physiker noch selbst der des gemeinen Bewußtseins.[1] Nur indirekt, durch Schlüsse aus dem Detail der Erscheinungstatsachen, kann man solche Annahmen als undurchführbar erweisen. Es liegen gewiß auch in der Natur unserer Raum- und Zeitvorstellungen selbst Anhaltspunkte zu solchen Schlüssen: wenn nicht die von Kant hervorgehobenen, so doch andere und beweisendere. Aber die bloße allgemeine Tatsache, daß wir die Erscheinungen nur als Empfindungs- und Vorstellungsinhalte kennen, liefert für sich allein noch keinen zwingenden Schluß in dieser Richtung. Daraus würde höchstens folgen, daß Erscheinungen, die objektiv, unabhängig von jedem Bewußtsein existierten,[2] doch mit irgendeiner uns vielleicht

[1] Vgl. Brentano, Psychologie S. 121. J. Bergmann, der 1870 in seinen »Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins« den ganz richtigen Satz aufgestellt hatte, das Bewußtsein sei nicht analytisch in der Empfindung enthalten, wie etwa das Allgemeine im Besonderen, sondern synthetisch damit verknüpft, hielt doch 1886 in seinen »Vorlesungen über Metaphysik« (S. 58, 63) daran fest, daß die Annahme einer objektiven Existenz von Farben logisch widersprechend sei. »Das Vorgestelltsein gehört zwar nicht wie die Intensität in der Weise einer inneren Eigenschaft zur Farbe, aber es haftet derselben als eine Beziehung an, und von dieser Beziehung ist die Farbe ebenso unabtrennbar wie von der inneren Eigenschaft der Intensität«. Das im Text Folgende richtet sich gegen diese, auch von vielen anderen vertretene, Behauptung.

[2] An dem Ausdruck darf man hier keinen Anstoß nehmen. Wenn man der Ansicht ist, daß das Wort Erscheinung nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche schon eine Beziehung auf ein Bewußtsein enthalte, so müssen wir auf die zu Anfang gegebene Erklärung des Sinnes verweisen, in dem hier das Wort genommen werden soll. In diesem Sinn enthält es keine Beziehung weder auf ein Seiendes noch auf ein Bewußtsein, enthält auch keine philosophische Theorie, sondern es faßt nur das zusammen, was man weniger bequem einzeln als Farben, Töne usf. aufzählen könnte.

Auch die Ausdrücke: »Empfindungsinhalte«, »Gedächtnisbilder«, womit wir die beiden Hauptgruppen der Erscheinungen bezeichneten, sind in gleicher Weise nur Abbreviaturen. Wir könnten dafür sagen: »Die Töne (Farben) der oberen und die der unteren Intensitätszone«, wenn anders man darin den wesentlichsten Unterschied zwischen gehörten und bloß vorgestellten Tönen findet. Daß der Unterschied nicht in der Funktion, sondern, primär wenigstens, in der Erscheinung selbst liegt, scheint mir gewiß.

ganz unbekannten Funktion x in analoger Weise zusammenhängen müßten, wie die empfundenen Farben mit der Empfindungsfunktion zusammenhängen. Eine psychische Funktion, gattungsverwandt mit dem, was wir unter diesem Namen erfahrungsmäßig kennen, brauchte dieses transzendente x aber nicht zu sein.

Wir haben innerhalb des Erscheinungsgebietes selbst einen Fall, der hier gut als Erläuterung dienen kann. Farbe und Ausdehnung bilden untereinander gleichfalls ein Ganzes, in welchem sie nur durch Abstraktion auseinandergehalten werden können. Wollte nun einer schließen: »also kann Ausdehnung nicht ohne Farbe vorkommen«, so wäre dies gleichwohl ein Fehlschluß. Tatsächlich zeigt uns der Berührungssinn, daß Ausdehnung ohne Farbe, wenn auch nicht ohne irgendein qualitatives Moment überhaupt, vorkommt. Und daß diese Ausdehnung etwa eine Ausdehnung in ganz anderem Sinne wäre, läßt sich durch nichts beweisen. Der blindgeborene Saunderson verfaßte ein Lehrbuch der Geometrie. Wie langsam auch aus begreiflichen Gründen bei operierten Blindgeborenen die Übertragung der spezielleren Raumbegriffe und Namen aus dem haptischen in den optischen Raum vor sich geht: sie ist eben doch möglich und vollzieht sich zuletzt, ohne daß die Natur der bezüglichen Vorstellungen an irgendeinem Punkt ein unübersteigliches Hindernis in den Weg legte. Keinesfalls also handelt es sich um etwas ganz Unvergleichbares. Keinesfalls also ist der Schluß, es könne keine Ausdehnung geben, die nicht an optische Qualitäten gebunden wäre, ein zwingender Schluß.

Ganz analog steht es nun, scheint mir, mit dem Schluß, daß das, was wir unter dem Namen der Erscheinungen zusammenfassen, nicht existieren könne, ohne Inhalt von psychischen Funktionen zu sein. Ich will nicht sagen, daß das Verhältnis zwischen Erscheinung und psychischer Funktion identisch sei mit dem zwischen Ausdehnung und Farbe. Es ist vielmehr sicher ein durchaus eigenartiges. Aber gemeinschaftlich ist den beiden Verhältnissen, daß im einen wie im anderen Falle die beiden Glieder doch nur durch Abstraktion auseinandergehalten werden können. Und so läßt sich jenes innerhalb der Erscheinungen wahrnehmbare Verhältnis wohl zur Erläuterung heranziehen für das, was man in solchem Falle schließen und nicht schließen kann. Ebensowenig wie trotz des innigen Zusammenhanges von Ausdehnung und Farbe eine farblose Aus-

dehnung einen logischen Widerspruch einschließt, ebensowenig ist es der Fall mit dem Begriffe von Erscheinungen, die nicht Inhalte psychischer Funktionen wären.

Wenn Kant mit Recht darauf besteht, daß das Sein nicht Merkmal irgendeines Begriffes ist, so gilt Analoges hier: das Vorgestelltwerden und Gedachtwerden ist nicht Merkmal irgendeiner Erscheinung. Spinoza hat daher auch richtiger gesehen als Berkeley, wenn er lehrte, daß jedes der beiden Attribute, Ausdehnung und Denken, »für sich erfaßt werden muß«.[1] Statt Ausdehnung und Denken sagen wir nur allgemeiner (aber den Intentionen Spinoza's wie Descartes's entsprechend) Erscheinung und psychische Funktion. In diesem Punkt ist in der Tat weder Spinoza noch einer der Späteren über den Dualismus von Descartes wirklich hinausgekommen. Das uns gegebene Tatsachenmaterial zeigt eben schon in der Wurzel ein Doppelantlitz, und was man auch weiter über Einheit der Substanz und der Realität, über Panpsychismus, universalen Idealismus sagen mag: diese Zwiespältigkeit ist nicht wegzubringen.

Man darf sogar noch folgendes hinzufügen. Wir wollen einmal zugeben, daß das Merkmal des Vorgestellt- oder Gedachtwerdens in jedem Denkmaterial schlechthin enthalten sei. Selbst dann würde unser Unterschied nicht verschwinden. Das Merkmal würde dann eben in den psychischen Funktionen ebenso wie in den Erscheinungen enthalten sein, denn auch auf psychische Funktionen richtet sich das Denken. Wir würden also sozusagen rechts und links in der Gleichung oder oben und unten im Bruche den nämlichen Faktor haben und könnten ihn zur Vereinfachung der Betrachtungen ruhig hinausdividieren.

Soviel zur Erläuterung und Erhärtung der These, daß keine logische Notwendigkeit Erscheinungen und psychische Funktionen verknüpfe. Die widerspruchslose Abtrennbarkeit ist aber auch das einzige an der Sache, das uns augenblicklich interessiert. Irgendwelche metaphysische Behauptungen sollen nicht damit verbunden sein.

---

[1] Ethica I prop. 10: »Unumquodque unius substantiae attributum per se concipi debet.« Von der einheitlichen Substanz sehen wir hier ab; sie ist auch für Spinoza keine Bedingung für den Satz, da er ja überhaupt nur eine Substanz kennt.

III. Gegenseitig unabhängige Veränderlichkeit.

Erscheinungen und Funktionen sind in gewissen Grenzen gegenseitig unabhängig veränderlich. Das heißt: bei gleichen Erscheinungen können verschiedene Funktionen, bei verschiedenen Erscheinungen gleiche Funktionen stattfinden. Oder auch: es braucht sich an einer individuellen Erscheinung durch die Veränderung des funktionellen Verhaltens nicht notwendig irgend etwas zu verändern, und es kann sich umgekehrt an einer individuellen Erscheinung etwas verändern ohne Veränderung der Funktionen. Nicht für alle Fälle natürlich wird eine solche unabhängige Veränderung behauptet. Nur daß sie stattfinden könne, nicht daß sie immer und notwendig stattfinde, nicht einmal daß sie unter den gewöhnlichen, komplizierten Umständen des psychischen Verlaufes stattfinde, möchte ich vertreten. Auch brauchen keineswegs beide Teile der Behauptung zusammen wahr oder zusammen falsch zu sein. Endlich vertrete ich sie nicht als sicher beweisbare Sätze, sondern als Thesen oder Hypothesen, deren Erweis sich die Psychologie meinem Dafürhalten nach annähert. Zu viele feine, zum Teil auch experimentelle Untersuchungen sind noch erforderlich, um sie zu erproben. Nur das, was sich in Kürze vorläufig sagen läßt, versuche ich im folgenden anzugeben und hoffe wenigstens die Fragen und Probleme genau zu bezeichnen.

Von vornherein sei aber bemerkt, daß eine der unsrigen entgegengesetzte Stellungnahme in den folgenden Fragen nicht etwa gleichbedeutend wäre mit einer Negation der psychischen Funktionen als Bewußtseinsinhalte überhaupt. Wenn z. B. niemals eine Zergliederung oder eine Zusammenfassung gegebener Erscheinungen möglich wäre, ohne daß irgend etwas in den zu zergliedernden oder zusammenzufassenden Erscheinungen, oder auch nur im Gesamtgebiete der augenblicklich gegebenen Erscheinungen, sich veränderte, so würde noch nicht folgen, daß in dieser unvermeidlichen phänomenalen Veränderung das Zergliedern oder das Zusammenfassen selbst bestände. Wer die Funktion als solche zu erleben glaubt, der würde in diesem Falle doch nur schließen, daß ihr Eintreten von bestimmten Erscheinungsveränderungen allgemein und notwendig begleitet sei.

Umgekehrt aber zieht allerdings eine zustimmende Stellungnahme in den folgenden Fragen zugleich eine Anerkennung psychischer Funktionen als Bewußtseinstatsachen überhaupt nach sich.

1. Psychische Funktionen können sich verändern ohne Veränderung in den Erscheinungen.

Wenn wir die wichtigsten Funktionen daraufhin durchgehen, möge man wieder Klassifikationsfragen auf sich beruhen lassen. Gruppiert man anders, so kehren auch die Fragen an anderen Orten wieder; ihr Sinn und ihre Beantwortung dürfte nicht wesentlich davon abhängen.

Als primitivste Funktion betrachte ich das Wahrnehmen oder Bemerken (Notiznehmen).[1] Das Wahrnehmen von Erscheinungen erster Ordnung, die sinnliche Wahrnehmung im gewöhnlichen Sinne, nennen wir auch Empfinden, das Wahrnehmen von Erscheinungen zweiter Ordnung Vorstellen. Das bloße Vorstellen von Farben, Tönen ist doch auch eine Art Sehen oder Hören, ein Bemerken der auftauchenden (eventuell auch unter Willenseinflüssen auftauchenden) Erscheinungen dieser Gruppen.

Bei jeder sinnlichen Wahrnehmung handelt es sich um ein Bemerken von Teilen in einem Ganzen, weiterhin auch von Verhältnissen zwischen diesen Teilen. Wir fassen zuerst nur das Bemerken von Teilen ins Auge. Da die Teile innerhalb des Ganzen, dem sie angehören, bemerkt werden, so involviert jedes Wahrnehmen notwendig den Unterschied des wahrgenommenen Teiles von den unwahrgenommenen Teilen der Erscheinungen, gleichsam des Vordergrundes vom Hintergrund. Das im Hintergrund Bleibende nennen wir auch wohl »bloß empfunden« oder perzipiert gegenüber dem Apperzipierten. Hier ist also durch den Zusatz »bloß« die Bedeutung des Ausdrucks »empfunden« wesentlich verändert. Wir werden

---

[1] Ich habe früher (Tonpsychologie) mit Brentano jedes Wahrnehmen und Bemerken schon als ein Urteilen betrachtet, fasse es aber jetzt als die dem Urteil vorausgehende und zugrunde liegende Funktion, durch die aus dem ungeschiedenen Chaos der Erscheinungen Teile oder Verhältnisse herausgehoben werden. Allerdings pflegt sich daran eine instinktive Setzung des Herausgehobenen, später oft auch ein begriffliches Urteil über das Vorhandensein des Teiles oder des Verhältnisses, zu knüpfen.

Was wir bei psychophysischen Versuchen ebenmerklich nennen, sind die kleinsten Teile oder Unterschiede (bzw. Ähnlichkeiten, Steigerungen oder sonstigen graduell abgestuften Verhältnisse), die auf Grund einer Wahrnehmung als vorhanden behauptet werden. In diesen Begriff geht also natürlich der eines Urteilsvorganges mit ein.

Daß die Ausdrücke Empfindung, Vorstellung, Wahrnehmung außer für die Akte auch für die wahrgenommenen (empfundenen oder vorgestellten) Erscheinungen gebraucht werden, ist bekannt. Diese bequeme Verwendung werden auch wir nicht vermeiden, wo Mißverständnisse durch den Zusammenhang ausgeschlossen sind.

indessen noch zu fragen haben, ob die Abgrenzung als eine ganz scharfe gelten kann.

Zunächst besagt nun unsere These, angewandt auf sinnliche Wahrnehmungen, daß beim Übergang eines Unbemerkten in ein Bemerktes nicht notwendig eine Veränderung in der Erscheinung selbst vorgehen muß. Was sich verändert, ist wesentlich nur funktioneller Art. Der Übergang besteht, bildlich gesprochen, in einer Ansammlung von Bewußtsein gegenüber irgendeinem Teil der Erscheinungen.

Wenn beispielsweise ein Ton in einem Akkord bemerkt wird, so braucht an dem Akkord als Erscheinung dabei nichts vorzugehen. Der Klang, den ich zuerst unzergliedert, dann zergliedert erfasse, ebenso der anfänglich einheitliche Eindruck einer Speise, in dem ich alsbald etwas Süßes und etwas Saures, vielleicht auch noch einen Geruch und eine Wärmequalität bemerke, oder die Hautempfindung, die in Druck-, Kälte-, Schmerzempfindung zerlegt wird: sie bleiben, was sie waren. Und zwar können nicht nur die objektiven Reize und die physiologischen Prozesse, sondern auch, wie ich meine, die subjektiven Erscheinungen dieselben bleiben.[1]

In der Mehrzahl der komplizierteren Fälle, in denen wir von einem Sinneseindruck sagen, er erscheine uns jetzt klarer, deutlicher, durchsichtiger in seiner ganzen Gliederung als früher, lassen sich freilich eine Menge von Veränderungen, zum mindesten in den assoziierten Vorstellungen, also in den Erscheinungen zweiter Ordnung, nachweisen. So, wenn wir ein Gemälde zum zweiten und dritten Male sehen, wobei all das vorher einzeln Betrachtete als Vorstellung hinzutritt, aber auch das früher schon dazu Vorgestellte jetzt so schnell und lebendig reproduziert wird, daß es mit dem sinnlich Wahrgenommenen gleichsam zusammenwächst. Auch geht vielleicht der wandernde Blick leichter und rascher über das Bild hin, mit

[1] Vgl. Tonpsychologie I, 107 und die Bemerkungen von A. Marty, Zeitschrift für Psychologie III, 324 gegenüber W. James, der eine strenge Einfachheit der Empfindung vor dem Unterscheidungsakt und infolgedessen eine wirkliche Umwandlung, eine Art Transsubstantiation des Empfindungsinhaltes durch seine Zerlegung lehrt. Siehe ferner die ausführliche, im Ergebnis mit Martys und meiner Auffassung übereinkommende Erwägung der Frage durch Meinong, Zeitschrift für Psychologie VI, 340f., während wieder neuerdings Cornelius und Krueger für James' Ansicht eintreten. Was es übrigens bei Gesichtsanschauungen heißen sollte, daß sie völlig einfach wären, ehe Akte des Unterscheidens eintreten, würde mir überhaupt unverständlich sein.

kürzeren Stationsaufenthalten, da eben seine Aufgabe erleichtert ist: es sind also auch die Muskelempfindungen gegen das erste Mal mindestens zeitlich modifiziert.

Aber nicht alle Fälle schlechthin gestatten solche Erklärungen. So die oben erwähnten. Das Hinzukommen der Wortvorstellungen »sauer, süß« oder »Ton *c, e, g*« wird man doch nicht dafür heranziehen, da es offenbar erst die Folge der bereits vollzogenen Analyse ist, überdies keineswegs immer sich zu der Analyse gesellt. Desgleichen: wenn man etwa in Gedanken aus dem Theater kommend die Laternen einer erleuchteten Straße gesehen oder die Schläge der Turmuhr gehört hat, und nun seine Aufmerksamkeit der Lichterreihe selbst oder den weiteren Schlägen zuwendet, wird man sich sagen müssen, daß es soeben vorher auch schon Lichter und Schalleindrücke derselben Art und von demselben räumlichen oder zeitlichen Abstande waren, gelegentlich auch von derselben Intensität, wie man sie jetzt wahrnimmt, nicht aber ein unnennbares einheitliches Etwas. Gewiß kann man durch besondere künstliche Hypothesen dieser Deutung entgehen, etwa durch die Annahme, daß bei der Reproduktion des unmittelbar vorher Gesehenen und Gehörten behufs Vergleichung mit dem Gegenwärtigen eine Verwandlung oder Assimilation im Sinne des Gegenwärtigen eintrete. Aber dem Unbefangenen werden solche Hypothesen zunächst wenig glaubwürdig erscheinen.

Wollte man die Beweiskraft solcher Erfahrungen darum leugnen, weil es sich hier nicht um den Übergang aus völlig Unbemerktem in Wahrgenommenes, sondern um den Übergang aus einer geringeren in eine höhere Stufe des Wahrnehmens handle, so fragen wir: warum soll, was hier stattfindet, prinzipiell anders werden, wenn wir den Abstand der beiden Merklichkeitsgrade vergrößern? Und bei welchem Punkte dieser Vergrößerung soll der Umschlag eintreten?

Man kann Erfahrungen der eben geschilderten Art als Zeugnisse durch direkte Vergleichung bezeichnen. Denn so dürfen wir nicht bloß die Vergleichung eines Gegenwärtigen mit einem Gegenwärtigen nennen (wobei also beides während des Vergleichungsaktes selbst gegeben ist), sondern auch die Vergleichung eines Gegenwärtigen mit einem eben Vergangenen oder eines eben Vergangenen mit einem ihm eben Vorausgehenden, aber noch im Bewußtsein Haftenden. Jeder sogenannte Sukzessivvergleich setzt die Möglichkeit, eben Vergangenes mit Gegenwärtigem zu vergleichen,

voraus. Wer freilich diese Möglichkeit allgemein in Abrede stellte, mit dem würden wir an dieser Stelle keinen gemeinsamen Boden der Diskussion haben.

Außer dem Zeugnis der direkten Vergleichung scheint mir aber zweierlei für unsere These zu sprechen.

Zuerst die Unmöglichkeit oder außerordentliche Schwierigkeit jeder beschreibenden Theorie der Erscheinungen im gegenteiligen Falle. Ist ein Akkord *c-e-g*, solange er nicht vom Hörenden in seine Bestandteile zerlegt wird, tatsächlich eine einfache Erscheinung, so muß er ein einfacher Ton sein, der weder mit *c* noch mit *e* noch mit *g* zusammenfällt. Er ist dann überhaupt in der Tonlinie von der Tiefe zur Höhe nicht unterzubringen. Wir erhalten neue Dimensionen des Tonreiches statt der einen, mit der sonst die rein phänomenale Beschreibung des Tongebietes auskommt. Die so entstehende Verwickelung ist kaum abzusehen. Das Verständnis der Klangfarbe aus den Tonfarben wird illusorisch usw. Ähnliches gilt von anderen Sinnesgebieten, in denen Mischungen vorkommen. Ja wie wollte man überhaupt die Grundklassen der Empfindungen nach phänomenalen Gesichtspunkten einteilen und charakterisieren? Nennen wir die einfache Erscheinung, die vor jeglicher Unterscheidung vorhanden ist oder durch die erste Unterscheidung zustande kommt, die *x*-Qualität, so würden durch jede weitere Analyse, durch jedes (auch ganz spontane) Hervortreten einer einzelnen Erscheinung (Temperatur, Licht nach u n s e r e r Bezeichnung) Umwandlungen jenes *x* zu neuen einfachen Qualitäten bewirkt werden, und es wäre auch jetzt noch unrichtig, zu sagen, daß man einen Ton höre, wenn wir ihn nicht für sich allein ohne jedes begleitende sonstige Phänomen (organische Empfindungen u. dgl.) wahrnehmen, was tatsächlich niemals der Fall ist und sein kann.

Vielleicht wird man vorschlagen, die Empfindungen vor der Analyse als p o t e n z i e l l e Gerüche, Farben usw., die Dreiklangstöne vor der Analyse als potenzielles *c*, *e*, *g* zu bezeichnen, und die übliche Klassifikation der Empfindungen dann dadurch zu motivieren, daß man dabei die potenziellen mit den aktuellen Empfindungen zusammenrechne. Mit dieser Unterscheidung und Zusammenrechnung könnte sich allenfalls die Theorie zufriedengeben, wenn man nur die potenziellen Gerüche als G e r ü c h e, das potenzielle *c* als *c* nimmt, d. h. wenn die Qualität als die gleiche anerkannt wird. Dann ist aber die Sachlage gerade so, wie wir sagen, und

nur die Ausdrucksweise ist durch die bedenkliche aristotelische Terminologie verdunkelt.

Zweitens scheint mir auch das Vorhandensein von Zwischenstufen zwischen völlig Unbemerktem und deutlichst Bemerktem auf unsere Darstellungsweise zu führen. Wenn der ganz unzergliederte Dreiklang eine subjektiv einfache Qualität für sich ist, der deutlich zergliederte aber drei gleichzeitige von jener ersten verschiedene Qualitäten aufweist: welche Qualität hat derselbe objektive Dreiklang für meine Empfindung, wenn ich die drei Töne oder auch einen oder zwei davon nur undeutlich herauszuhören glaube? Worin liegt der Unterschied, wenn nicht in der Funktion des Bemerkens? Gäbe es nur die beiden Extreme, das deutliche Erfassen aller gleichzeitigen Töne, die überhaupt bei höchster Aufmerksamkeit und Übung unter den gegebenen objektiven Umständen unterscheidbar sind, und andererseits das gänzlich unzergliederte Erfassen des Sinneseindrucks, so ließe sich allenfalls mit der Theorie der qualitativen Umwandlungen auskommen. Aber die Zwischenstufen des Bemerkens lassen sich bei so einfachen Erscheinungen schwerlich als Erscheinungsveränderungen interpretieren.

Allgemeinhin läßt sich ja leicht sagen, es sei ein Fehlschluß oder eine unerlaubte »Verdinglichung«, das, was wir nachher unterscheiden, als schon vorher vorhanden anzunehmen. Aber wäre es auch wirklich eine bloße Annahme: warum sollte sie unerlaubt sein? Man hat es neuerdings auch dem Chemiker als Fehlschluß der Verdinglichung angerechnet, daß er in die Kohlensäure die beiden Stoffe hineinverlege, die er nachher daraus gewinnt. Nun ist der Psychologe insofern günstiger daran, als er sich auch auf das Zeugnis der direkten Vergleichung berufen kann. Aber einer verkehrten Denkweise braucht sich auch der Chemiker nicht beschuldigen zu lassen. Man kann die atomistische Hypothese vertreten, man kann auch ihr Gegenteil, die Stetigkeits- und Umwandlungslehre, durchzuführen versuchen, womit man vorläufig bei den chemischen Vorgängen harten Stand haben wird: jedenfalls hat aber sowohl der Psychologe, der Perzipiertes und Apperzipiertes unterscheidet, wie der atomistische Chemiker ein Recht darauf, seine Aufstellung nicht als Produkt kindlich verkehrter Denkgewohnheiten angesehen zu wissen, sondern als mit dem vollen Bewußtsein der Regeln wissenschaftlicher Forschung aufgestellte Theorie, die nach denselben Regeln durchgeprüft werden muß.

Wir behaupten also, daß Unterschiede und Teile in den Erscheinungen auch dann vorhanden sein können, wenn wir augenblicklich solche nicht bemerken. Infolgedessen scheint mir prinzipiell auch der Annahme nichts im Wege zu stehen, daß es ganz unbemerkbare Teile der Erscheinungen gebe, in der Weise der »petites perceptions« nach Leibniz oder etwa der unbewußten Lokalzeichen nach Helmholtz oder des dumpfen und hellen Elements der Tonempfindungen nach Mach oder sonstiger hypothetischer Bestandteile (Spencer, Taine, Brentano). Volkelt hat solche nur zugunsten von Theorien angenommene Erscheinungen als »erfundene Empfindungen« bezeichnet. Wenn aber die Annahme solcher Teilinhalte aus der Beschaffenheit der wahrgenommenen Erscheinungen logisch notwendig folgt oder wenigstens für die Aufstellung von Gesetzmäßigkeiten große Vorteile bietet, wenn außerdem gezeigt werden kann, warum diese Teile sich unserer Wahrnehmung entziehen können oder müssen, so ist die Annahme mindestens ebenso zulässig und besitzt denselben Erkenntniswert wie die Annahme verborgener Massen und Bewegungen seitens der Physiker. Allerdings müssen die genannten Kriterien auch nicht weniger streng gehandhabt werden. Die direkt nicht verifizierbare Hypothese muß eine bedeutende theoretische Vereinfachung oder eine Fülle verifizierbarer Konsequenzen oder sonst irgendeinen Gewinn für den Fortschritt des Erkenntnis bringen. Dies ist der Punkt, an dem es meistens fehlt.[1]

Wie quantitative und qualitative Teile, so sind auch attributive Teile in den Erscheinungen vorhanden, ehe sie wahrgenommen werden. Ein Ton als Erscheinungsinhalt (ich spreche nicht von dem Tonreiz) hat zweifellos jederzeit eine bestimmte Höhe und eine bestimmte Stärke, unabhängig davon, ob das Bewußtsein diese beiden Seiten auseinanderhält. Sie wachsen ihm nicht erst durch den Wahrnehmungsakt zu. Ich habe vor langer Zeit versucht, den Ursprung solcher Unterscheidungen in der Erfahrung einer mehrfachen Veränderlichkeit an sich ganz einheitlicher Empfindungen aufzuzeigen,[2] und es sind später von Münsterberg, Cornelius,

[1] Vgl. zu dem Obigen die interessanten Ausführungen Münsterbergs, Grundzüge der Psychologie I, 369f.; auch 312.

[2] Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung, 1873, S. 135f. Der Ausdruck »psychologische Teile« ist im Obigen durch »attributive Teile« ersetzt. Auch die Gewohnheit der Hypostasierung habe ich übrigens damals zur Erklärung herangezogen (S. 136), woraus erhellt, daß mir der »Fehlschluß der Verdinglichung« nicht ganz unbekannt ist.

G. E. Müller ähnliche Gedanken vertreten worden. Aber mit dieser Hypothese (so bezeichnete ich sie ausdrücklich) ist doch bestenfalls nur gezeigt, wie wir zur Bildung der Begriffe Höhe, Stärke usw. kommen, die wir dann, nachdem sie gebildet sind, zur exakten Beschreibung der einzelnen Erscheinung benützen. Nicht gezeigt ist, wie die Tonerscheinung selbst zu ihrer Höhe und Stärke kommt. Der Ton, dem andere folgen, wird durch diese folgenden nicht nachträglich erst mit einer Höhe und Stärke versehen; er muß sie schon bei Lebzeiten und in seiner Isolierung besessen haben. Der Einwand, die Höhe eines Tones bestehe überhaupt nur in seinen Beziehungen zu anderen Tönen, würde in die Absurditäten der Relativitätslehre verstricken, die ich anderwärts genugsam gekennzeichnet habe.

Im Vorigen handelte es sich um die Wahrnehmung absoluter Inhalte, der Erscheinungen selbst. Das Wahrnehmen kann aber auch auf Verhältnisse gerichtet sein. Wir sprechen da nicht von einem »Empfinden«. Aber die Funktion als solche ist die nämliche, nur der Inhalt ein anderer. Und wie bei der Wahrnehmung eines Teiltones dieser Teilton nicht erst durch das Wahrnehmen in die Erscheinung hineinkommt, sondern schon vorhanden war, so kann auch das wahrgenommene Verhältnis nicht erst entstehen, sondern war schon den Erscheinungen immanent. Vielleicht ist sogar mancher hier eher geneigt, die These zuzugeben oder sie gar für selbstverständlich zu halten. Aber die Konsequenz verlangt für beide Fälle die nämliche Behandlung, und so mögen sie sich gegenseitig erläutern.

Besonders Lotze hat eindringlich betont, daß durch die Wahrnehmung der Verhältnisse (er nennt sie beziehendes Wissen) nichts an dem Material verändert wird. Wie denn auch einleuchtet, daß alles Vergleichen sinnlos wäre, wenn es eo ipso eine Veränderung des zu Vergleichenden bewirkte. Nur die Ausdrucksweise, als ob die Verhältnisse selbst durch das Vergleichen erst »gestiftet« würden (eine auch bei Späteren wiederkehrende Wendung), scheint mir gefährlich. Die Verhältnisse werden durch die Funktionen nicht geschaffen sondern nur konstatiert, nicht anders als die absoluten Inhalte.

Mit dieser Trennung der Verhältnisse, die zum Material des Denkens gehören, von den »beziehenden Akten«, welche Denkakte, nämlich Wahrnehmungen von Verhältnissen sind, hängt auch die richtige Auffassung meiner Lehre von der Tonverschmelzung und Konsonanz aufs engste zu-

sammen. Fast alle Einwendungen dagegen ruhen auf der Verwechselung der Begriffe »Verschmelzung« und »Nichtvorhandensein eines Unterscheidungsaktes«. Beides fällt aber tatsächlich durchaus nicht zusammen, wenngleich unter ganz speziellen Umständen das eine als Erkennungsmerkmal des anderen dienen kann. Ebenso wie die Ähnlichkeit ist auch die Verschmelzung, wie ich das Wort verstehe, ein Verhältnis, das unabhängig von allen intellektuellen Funktionen den Tonerscheinungen selbst immanent ist. Verschmelzung verhält sich zum Einheitsurteil wie Ähnlichkeit zur Verwechselung. Die Ähnlichkeit zweier Gegenstände kann Ursache sein, daß sie mit einander verwechselt werden. Man kann daher Verwechselungsurteile unter bestimmten Umständen (wenn nämlich alle anderen Ursachen ausgeschlossen werden) als Beweis für eine vorhandene Ähnlichkeit benützen. Aber man darf doch nicht um deswillen die Ähnlichkeit als Verwechselung zweier Gegenstände definieren. Es kann eine starke Ähnlichkeit zweier Eindrücke vorhanden sein, ohne daß Verwechselung stattfindet, und umgekehrt. Genau so verhält es sich mit der Verschmelzung gegenüber den Einheitsurteilen. Vielleicht darf ich hoffen, daß durch die Einfügung in die vorliegenden allgemeineren Betrachtungen der springende Punkt der Lehre, auf den ich übrigens auch früher stets hinwies, noch mehr ins Licht gestellt wird.

Als eine Grundfunktion unseres intellektuellen Lebens ist ferner seit Plato vielfach das Zusammenfassen angesehen worden. Es scheint mir in der Tat, daß dabei nicht etwa nur eine Wahrnehmung von Verhältnissen, auch nicht eine bloße Übertragung des abstrakten Begriffes »Ganzes« auf gegebene Elemente stattfindet, sondern daß eine Funktion eigener Art hinzukommt. Eine Anzahl unterschiedener Einzelinhalte, Tasteindrücke, Striche, Töne, können zu einem Ganzen, einer Figur, einem Rhythmus, einer Melodie verknüpft werden.

Hier ist nun wiederum die Frage, ob durch solche Verknüpfungen die Erscheinungen selbst irgendwie modifiziert werden. Dabei ist zu beachten, daß zu den Erscheinungen nach unserer Definition auch die räumliche Größe und Anordnung gehört, ebenso die bestimmte Zeitfolge und Dauer, die bestimmte Rhythmisierung (Stärkeverteilung), kurz alles, was die Figur als solche oder den Rhythmus als solchen charakterisiert. Es handelt sich also nicht etwa um die Zusammenfassung einer an sich ungeordneten Summe von Eindrücken; nicht hierin soll das bestehen, was wir in-

tellektuelle Verknüpfung nennen. Alles Genannte gehört noch zum Material. Die Frage ist vielmehr die: ob Töne, die der Hörende bereits in bestimmter Folge, bestimmtem Tempo, bestimmten Stärkeverhältnissen vorfindet, nun immer noch in verschiedener Weise von ihm gedanklich verknüpft werden können, und ob, wenn dies geschieht, dabei notwendig etwas an dem Material geändert wird, bzw. neues Material (z. B. von Muskelempfindungen) hinzukommt.

Man sieht, daß die Frage weniger einfach liegt, als man anfänglich glauben möchte. Es können sehr minutiöse Erscheinungsunterschiede in Betracht kommen. Dennoch ist wahrscheinlich, daß, auch so die Frage verstanden, das nämliche Material von einem Individuum als einheitliches Ganzes aufgefaßt, von einem anderen aber überhaupt nicht oder nur zu einem gewissen Teil oder mit einer veränderten Gruppierung (Phrasierung) zur Einheit verbunden wird und von demselben Subjekt bald so, bald anders verbunden werden kann. Das häufige Auftreten begleitender Muskelaktionen, auch schon bei der bloßen Vorstellung eines Rhythmus, kann nicht geleugnet werden; ganz essentiell dürften sie aber nicht sein. Ebensowenig Augenbewegungen bei Gesichtseindrücken, wenn unter einer Anzahl ganz regelmäßig verteilter Punkte je vier oder je sechs zu einer Gruppe zusammengefaßt werden. Immerhin muß der experimentellen Psychologie das letzte Wort verbleiben, und sie hat noch kaum ihr erstes gesprochen.[1]

Als eine weitere intellektuelle Funktion mögen wir die Bildung von Allgemeinbegriffen ins Auge fassen. Wie man auch sonst über das Wesen der Begriffe denke — die Frage ist immer noch die schwierigste von allen, die die Psychologie der Verstandestätigkeiten betreffen —: soviel steht fest, daß sie weder in eine bloße Summe noch in einen bloßen Durchschnitt von Einzelvorstellungen aufgelöst werden können. Und was ihre Entstehung betrifft, so ist soviel klar, daß sie erfolgt ohne Verbrauch und ohne Produktion von Einzelvorstellungen und ohne inhaltliche Veränderungen an ihnen. Unter bestimmten Umständen tritt (ich spreche hier zunächst von einfachsten Begriffen wie Farbe oder Gleichheit) außer

[1] Fr. Schumann hat den Einfluß des Zusammenfassens auf geometrisch-optische Täuschungen eingehend untersucht (Psychologische Studien, I. Abt., 1. Heft, 1904). Auch bei den Inversionsfiguren dürfte er eine Rolle spielen. Durch sorgfältiges Studium sinnlicher Einzelgebiete wird man zu Gesetzen des Zusammenfassens gelangen, die auch für die Theorie der begrifflichen Synthese von Bedeutung werden können.

den gegenwärtigen Erscheinungen und Verhältnissen, durch sie veranlaßt, getragen, aber nicht aus ihnen zusammengesetzt, ein Begriff auf. Oder vielleicht richtiger gesagt: ein Begriffe enthaltendes Urteil. Beim Kinde dürften die ersten Sätze oder das erste Wort mit Satzbedeutung (nicht schon die Übertragung eines Wortes von einem Gegenstand auf einen anderen) als äußere Zeichen vollzogener Begriffsbildung gelten. Zu den wesentlichen Umständen gehört namentlich die Wahrnehmung einer Anzahl spezifisch verschiedener, generell gleicher Erscheinungen, außerdem aber besondere Bedingungen, die beim normalen menschlichen Kind im Laufe des zweiten oder dritten Jahres erfüllt sind, bei Tieren allem Anschein nach überhaupt fehlen, die wir aber näher anzugeben vorläufig außer Stande sind. Zu den Erscheinungen, den Empfindungen sowohl wie den Vorstellungen, kommen die Begriffe als ein Plus hinzu, doch nicht als ein neues Element im bisherigen Sinne, wodurch das gegebene Material irgendwie vermehrt oder vermindert würde.

Das begriffliche Denken erweist sich auch in allen seinen Operationen, analytischen, synthetischen usw., viel unabhängiger von den Erscheinungen (images), als man in der Assoziationspsychologie lange Zeit geglaubt und gelehrt hat. Selbst das sogenannte innere Sprechen ist nicht in jedem Augenblick ein unentbehrlicher Bestandteil der intellektuellen Prozesse. Es können sich unter Umständen logische Operationen vollziehen, ohne daß sich etwas in den Erscheinungen einschließlich der Wortvorstellungen veränderte. Mögen dies nur vorübergehende Momente hochgesteigerter Konzentration sein, — daß sie vorkommen, darin dürften neuere Psychologen und Erkenntnistheoretiker (O. Liebmann, A. Riehl, W. James, B. Erdmann, Husserl u. a.) Recht haben.[1]

Für das Urteilen, wie man es auch sonst charakterisiere und einreihe, wird von den meisten zugegeben, daß das Auftreten dieser Funktion nicht notwendig mit einer Veränderung im Material, einem Hinzukommen oder Hinwegfallen von Vorstellungen verbunden zu sein braucht, und daß

[1] Auch hier hat die experimentelle Psychologie, die ja in der Hauptsache nichts anderes ist als eine Methode, systematisch und unter objektiver Festlegung der Bedingungen zur Selbstbeobachtung anzuregen, Hand angelegt. Vgl. A. Binet, L'Étude expérimentale de l'Intelligence 1903. C. O. Taylor, Über das Verstehen von Worten und Sätzen (Ztschr. f. Psych. XL, 225), sowie andere neuere Arbeiten der Külpeschen Schule, besonders N. Ach, Über die Willenstätigkeit und das Denken 1905.

das gleiche Material in verschiedener Weise einmal etwa affirmativ, das anderemal negativ oder einmal mit Einsicht, das anderemal in einem blinden Fürwahrhalten beurteilt werden kann. Gegenteilige Versuche fehlen freilich auch hier nicht. Die Evidenz wird gelegentlich auf akzessorische Vorstellungen zurückgeführt, die Negation auf eigentümliche Verhältnisse innerhalb des Vorstellungsmaterials. Oder es wird gar das Urteil selbst auf die Innervationsempfindung der Beugung und Streckung (warum nicht lieber auf das Nicken und Kopfschütteln?) gedeutet. Nicht jeder Versuch in dieser Richtung ist so offenbar verkehrt wie der zuletzt genannte. Aber daß ein wesentlich neues funktionelles Verhalten beim Urteil auftritt, wird sich schwerlich leugnen lassen.[1]

Die »bloßen Urteilstäuschungen« im Gebiete der Sinneswahrnehmungen, wozu die meisten geometrisch-optischen Täuschungen gehören, sowie gewisse, als Wiedererkennen bezeichnete Leistungen der begrifflichen Subsumtion haben auch die Experimentalpsychologie auf die Unterscheidung von Fällen geführt, in denen wirkliche Veränderungen im Erscheinungsmaterial stattfinden, und anderen, in denen solche fehlen. Doch mögen wir dies übergehen, da es sich ja nur darum handelt, daß Veränderungen der Funktionen ohne solche des Materials möglich sind, nicht daß sie allenthalben vorkommen.

Bei den emotionellen Funktionen endlich ist die Untersuchung noch weniger weit gediehen. So viel indessen scheint auch hier festzustehen, daß Gemütsbewegungen und Begehrungen mindestens den Unterschied der positiven und negativen Zustände der Freude und Trauer, des Suchens und Fliehens zulassen, ohne daß die Vorstellungsinhalte sich irgendwie notwendig dabei verändern müßten (mag immerhin die Veränderung das Gewöhnliche sein). Gewiß muß man Unterschiede in den bedin-

[1] Ebbinghaus findet (Grundzüge d. Psychol. I², 183) das Unterscheidende des Urteils in dem Hinzukommen »einer sehr abstrakten Vorstellung von Realität oder Wirklichkeit, die sich als notwendiger Niederschlag aus gewissen Erfahrungen des Empfindungslebens allmälich entwickelt«. Man wird die versprochenen näheren Ausführungen des II. Bandes abwarten müssen, um zu verstehen, wie dies etwa auf mathematische Erkenntnisse Anwendung findet. Daß Brentano gegenüber dem Schlendrian der alten Assoziationspsychologie nachdrücklich auf den Unterschied einer noch so festen Vorstellungsverknüpfung von einem Urteil hinwies, wird man ihm allezeit als hohes Verdienst anzurechnen haben. Ich halte aber auch seine positive Auffassung prinzipiell für durchaus einleuchtend; nur in der näheren Durchführung der Urteilslehre kann ich ihm nicht überall beistimmen.

genden Momenten verlangen, wenn der positive und wenn der negative Affekt auftritt. Aber sie brauchen nicht durchaus in gegenwärtigen aktuellen Empfindungs- und Vorstellungsinhalten zu bestehen. Es sind in jedem Dispositionen zu positiven und negativen Gemütsbewegungen aufgespeichert, und es ist ohne Schwierigkeit denkbar, daß ein Umstand, der dem Bewußtsein sofort wieder entschwindet, wenn er ihm überhaupt gegenwärtig war, eine dieser Dispositionen zur Verwirklichung bringt. Das Anschauliche, worauf sich etwa die Gemütsbewegung bezieht oder was sie im Bewußtsein begleitet, kann dabei unbeteiligt sein.

Auch dies läßt sich noch vertreten, daß außer jenen Grundgegensätzen eine große Anzahl von Verschiedenheiten der Affekte innerhalb der beiden Gruppen hauptsächlich auf Veränderungen der zugrundeliegenden intellektuellen Funktionen, also wiederum nicht notwendig der Erscheinungen, beruhen.[1] Die ganze Vielfarbigkeit dieses Gebietes freilich kommt nur durch die Mitbeteiligung der organischen Sinnesempfindungen zustande.

Für den Willen gilt das nämliche. Die Bedeutung der Sinnesempfindungen, zumal der Muskelempfindungen, ist auch hier stark übertrieben worden. Das Auftreten, die Verschiedenheiten und Veränderungen des Wollens sind nicht unbedingt an Veränderungen von Erscheinungen erster oder auch zweiter Ordnung gebunden. Bei gleichem Bestande des Bewußtseins an konkret-unschaulichen Inhalten kann, wie mir scheint, immer noch eine entgegengesetzte Stellungnahme, ein Wollen oder ein Verwerfen (negatives Wollen) eintreten. Damit ist nicht schon für eine indeterministische Auffassung des Wollens Partei genommen. Denn zwischen den Erscheinungen und den Willensfunktionen liegen zum mindesten noch die intellektuellen Prozesse und die passiven Gemütsbewegungen. Indeterminismus würde besagen, daß bei Gleichheit nicht bloß der Erscheinungen

[1] In dem Aufsatz über Gemütsbewegungen (Ztschr. f. Psychologie XXI, 1899) betonte ich (S. 56) das Vorhandensein eines den Affekten immanenten Urteils als wesentlich für ihre Definition. Man fürchtet etwas, dessen Eintritt als sicher oder wahrscheinlich oder möglich erscheint usf. Ich glaubte und beanspruchte nicht, damit etwas ganz Neues zu sagen, sondern nur, eine alte Wahrheit gegenüber neueren, rein sensualistischen Auffassungen zu verteidigen. Meinong weist nun darauf hin (Archiv f. d. gesamte Psychologie VI, 27), daß er in demselben Sinne bereits von »Urteilsgefühlen« gesprochen und daß er die Wertgefühle als solche Urteilsgefühle (mit der Einschränkung auf Existenzurteile) definiert habe. Tatsächlich waren mir seine Untersuchungen zur Werttheorie (1894) damals noch unbekannt geblieben, sonst würde ich sie zur Bestätigung gern zitiert haben, da auch jedes partielle Zusammentreffen in diesen umstrittenen Fragen erwünscht sein muß.

erster und zweiter Ordnung, sondern auch der intellektuellen Zustände und der Gemütsverfassung und außerdem aller zugehörigen intellektuellen und emotionellen Dispositionen, die als solche unbewußt sind, immer noch verschiedene Willensentscheidungen möglich seien. Die Kontroverse hierüber kann, wie schon S. 9 bemerkt wurde, von der Diskussion unserer Prinzipienfrage abgesondert werden.

Exkurs über Gebilde psychischer Funktionen.

Als Ergänzung des Vorstehenden muß nun aber eine Betrachtung über das eingefügt werden, was ich bei psychischen Funktionen als »Gebilde« bezeichnen möchte. Jede Funktion außer der grundlegenden des Wahrnehmens hat ein Korrelat, dessen allgemeine Natur, wie die der Funktion selbst, nur durch Beispiele erläutert werden kann.

Man geht hier am besten aus von dem, was v. Ehrenfels »Gestaltqualitäten« nannte. Darunter ist zu verstehen: das, was eine Melodie oder eine räumliche Figur oder eine sonstige, als zusammenhängendes Ganzes aufgefaßte Vielheit von Erscheinungen unterscheidet von einer Vielheit sonst gleicher und gleich angeordneter Erscheinungen, die aber vom Bewußtsein nicht zusammengefaßt werden.[1] Husserl spricht in demselben Sinne von Einheitsmomenten (Log. Unt. II, 230, 274). Man kann dafür wohl auch den alten Ausdruck »Formen« gebrauchen; jedenfalls bleibt man dabei

---

[1] Auf Lücken in der Beweisführung bei v. Ehrenfels (Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie 1890, S. 249f.) haben bereits Meinong (Ztschr. f. Psych. II, 245f.) und Fr. Schumann (ebenda XVII, 128, 135; XXIII, 28) hingewiesen. Namentlich stützt sich v. Ehrenfels mit Unrecht hauptsächlich darauf, daß man eine Melodie bei verschiedener absoluter Tonhöhe doch als die nämliche bezeichne. Dies kann schon durch die gleichen tonalen und rhythmischen Verhältnisse und die daran geknüpften Assoziationsvorstellungen und Gefühle bedingt sein. Auch in der Fassung des Begriffes selbst und seiner Anwendung auf Einzelfälle kann ich v. Ehrenfels wie Meinong nicht ganz zustimmen. Die Klangfarbe und das Zusammenerscheinen von Farbe und Ausdehnung gehören nicht darunter, wenn anders der Begriff eine klare Begrenzung erhalten soll. Es muß sich um Elemente handeln, die dem Bewußtsein als selbständige und voneinander gesonderte vorschweben, während es sie doch zu einem Ganzen zusammenfaßt.

In der weiteren Durchführung des Begriffes ist besonders zu beachten, daß eine einheitlich intendierte Melodie psychologisch für den Auffassenden doch zunächst in eine Reihe einzelner Gestaltqualitäten zerfällt, die nur durch begriffliches Denken mit Hilfe reproduzierter Fragmente der bereits gehörten Teile zur Einheit verknüpft werden. Es treten hier sehr komplizierte Prozesse auf. Analog bei der Auffassung größerer und reicherer Raumformen.

in weit höherem Maße mit dem Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens in Übereinstimmung, als es sonst bei den verschiedenen Verwendungen des Terminus »Form« in der Philosophie der Fall ist.

Es gibt nun aber auch Zusammenfassungen, bei denen keine sachliche Zusammengehörigkeit, keine verbindenden gemeinschaftlichen Beziehungen der Teile obwalten. Wir können das Heterogenste durch ein »und« in unseren Gedanken verbinden. Daher möchte ich unter Mitberücksichtigung dieser Fälle mit dem allgemeinen Ausdruck »Inbegriff« alles das bezeichnen, was als spezifisches Ergebnis einer Zusammenfassung im Bewußtsein auftritt.[1] Der Inbegriff ist nicht die zusammenfassende Funktion selbst, noch auch das zusammengefaßte Material. Er ist das notwendige Korrelat der zusammenfassenden Funktion. Formen (Gestaltqualitäten) sind dann spezielle Fälle von Inbegriffen, bei denen noch die sachlich verbindenden Beziehungen der Glieder hinzukommen.

Ein solches Drittes außer Erscheinung und Funktion ist nun auch bei allen anderen intellektuellen Funktionen zu unterscheiden. So beim begrifflichen Denken. Das Erfassen der einfachsten Begriffe ist eine Funktion, die Begriffe selbst ihr Korrelat. Ich habe sie darum früher bereits als Gebilde in diesem Sinne bezeichnet.[2] Der Ausdruck gibt natürlich keine analytische oder genetische Erklärung, deutet aber an, daß dieses Problem seine Analoga hat, und daß man sich genötigt finden kann, hier ebenso wie bei den übrigen Gebilden letzte Tatsachen anzuerkennen, deren Koordination zugleich die einzig mögliche »Erklärung« ist.[3]

Daß dem Urteil ein spezifischer Urteilsinhalt entspreche, der vom Vorstellungsinhalte (der Materie) zu scheiden sei und sprachlich in »Daß-Sätzen« oder in substantivierten Infinitiven ausgedrückt wird, hat Brentano bereits vor drei Dezennien in logischen Vorlesungen scharf hervorgehoben. Noch früher hatte schon Bernhard Bolzano von dem »Satz an sich« in demselben

---

[1] Übereinstimmend mit Husserl II, 275 (s. auch dessen Philosophie der Arithmetik I, 76f.). Den Begriff des »Ganzen« in dem prägnanten, von ihm vorher erörterten Sinne will Husserl mit Recht auf bloße Inbegriffe nicht angewendet wissen. Nur in einem weiteren Sinne können die beiden Ausdrücke synonym gebraucht werden.

[2] Sitzungsber. d. phil.-hist. Klasse vom 27. Mai 1902 (Notiz).

[3] Übrigens ist hier nur von der Entstehung der einfachsten Begriffe die Rede. Die mannigfachen Operationen mit ihnen fallen unter andere funktionelle Gesichtspunkte (Analyse, Synthese, Urteil usw.). Auch soll nicht gesagt sein, daß wir Begriffe jemals außer allem Zusammenhang mit sonstigen intellektuellen Funktionen im Bewußtsein vorfänden.

Sinne gesprochen. Ich gebrauche für diesen spezifischen Urteilsinhalt den Ausdruck Sachverhalt.[1]

Auch bei den emotionellen Funktionen findet sich das nämliche. Was wir Werte oder Güter nennen, mit allen ihren Klassen und Gegensätzen (Erfreuliches, Erwünschtes, Fürchterliches, Wohlgefälliges und Mißfälliges, Mittel und Zweck, Vorzuziehendes und Verwerfliches usw.), fällt unter den Begriff des Gebildes. Es sind die spezifischen Gefühls- und Willensinhalte, zu unterscheiden ebenso von den Funktionen selbst wie von den Erscheinungen (und weiterhin den Gegenständen), worauf sie sich beziehen.

Es ist übrigens die Verwechslung der Gebilde mit den Funktionen ein nicht minder folgenreicher Irrtum wie die mit den Erscheinungen (bzw. Gegenständen). Der Inbegriff ist nicht das Zusammenfassen, das Bündel nicht das Schnüren, Substanzialität und Kausalität nicht Denkfunktionen. Darin hauptsächlich muß man den Neokritizisten widersprechen, mögen sie

[1] Bereits in einem 1888 für die Hörer lithographierten Leitfaden der Logik. — MEINONG schlägt in seiner Schrift »Über Annahmen« (Ztschr. f. Psychol., Ergänzungsband II, 1902) den Ausdruck »Objektiv« vor, der mir gleichfalls wohl brauchbar erscheinen würde, den ich aber bezeichnender finde als Synonymon für Gebilde überhaupt (noch bezeichnender vielleicht für das, was wir unten auch Invarianten der Gebilde nennen werden). Denn sind die Gebilde auch Inhalte psychischer Funktionen, so tragen sie doch alle einen objektiven Charakter, enthalten in ihrem Begriff nichts von dem augenblicklichen individuellen Akt. In demselben allgemeinen Sinne spricht bereits HUSSERL (II, 618) von den »Objektivitäten« der verschiedenen Bewußtseinsakte.

Was die »Annahmen« selbst betrifft, so trage ich schon darum Bedenken, sie mit MEINONG als eine besondere Klasse von Funktionen neben die Urteile zu stellen, weil sonst überall einer besonderen Klasse von Funktionen eine besondere Klasse von Gebilden entspricht, was in diesem Falle nicht zutreffen würde.

In der Tat scheinen mir die von MARTY (Ztschr. f. Psychol. Bd. 40, S. 1 f.) dagegen angeführten Erwägungen, zumal die logischen Schwierigkeiten S. 7 f., durch MEINONGS Antwort (daselbst Bd. 41, S. 1 f.) nicht hinreichend entkräftet. Es handelt sich hier doch nicht um ein spezielles Logiksystem, sondern um die allgemeinsten, unentbehrlichsten Bedingungen logischer Verständigung. Ob die Annahmen den Urteilen subordiniert oder koordiniert seien, das ist für jede klare Auffassung ein grundwesentlicher Unterschied, und es können keinesfalls beide Verhältnisse zugleich stattfinden. Höchstens kann man unentschieden lassen, welches von beiden stattfinde. Dies tut denn auch MEINONG neuerdings, indem er (Über die Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens 1906, S. 60 Anm.) dem, der vorzieht, die Annahmen unter die Urteile zu subsumieren, anheimstellt, sie als »Phantasieurteile« zu fassen.

Ich will übrigens nicht behaupten, daß die positive Deutung der von MEINONG unter dem Ausdruck »Annahmen« zusammengefaßten Fälle eine leichte und schon durchweg befriedigend gelöste Aufgabe wäre. Auch was er »Phantasiegefühle« nennt, bildet ohne Zweifel eine Schwierigkeit der Gefühlslehre, wie wir deren ja auch sonst noch genug haben.

hinsichtlich der historischen Interpretation der KANTischen »Denkformen« nach dem Geiste KANTS Recht oder Unrecht haben.

Ohne hier weiter auf die erkenntnistheoretische Bedeutung der Gebilde einzugehen,[1] wollen wir nur kurz von da auf die obige Frage nach der Veränderung der Erscheinungen durch die Funktionen zurückkommen. Es zeigt sich nun, daß allerdings immer etwas hinzutritt. Aber das Hinzutretende ist nicht selbst eine Erscheinung, es ist nicht ein Inhalt im ursprünglichen Sinne, sondern in einem durchaus anderen Sinne des Worts. Vielleicht dient diese Betrachtung zur weiteren Klärung und zur Lösung von Bedenken, die zurückgeblieben sein könnten.

Daß nicht ein Inhalt im ursprünglichen Sinne hinzukommt, ist besonders bei der zusammenfassenden Funktion zu betonen, um die hier entwickelte Lehre zu unterscheiden von der Behauptung einer »psychischen Chemie« oder »schöpferischen Synthese«. Durch diese sollte angeblich neues Material geschaffen werden; es sollte z. B. aus der Verknüpfung optischer Qualitäten mit Muskelempfindungen oder unbekannten Lokalzeichen die Raumvorstellung durch schöpferische Synthese entstehen. Dies ist ein Vorgang, für den sich nie und nirgends im ganzen Gebiete der Sinneswahrnehmungen und des Vorstellungslebens Beispiele finden. Wenn man in Gleichnissen reden will, ließe sich sagen: die Synthese setzt gewisse Ziffern des sinnlichen Materials in eine Klammer, aber die Klammer ist nicht wieder eine Ziffer. Selbst dieser Vergleich wäre aber noch unzureichend und gefährlich, denn die Klammer ist doch immer noch eine sinnliche Erscheinung, sogar von gleicher (optischer) Gattung, wenn auch von ungleicher Bedeutung. Hier hingegen handelt es sich um ein Hinausgreifen aus dem Gebiete der Erscheinungen überhaupt. Nicht auf die Klammer, sondern auf deren Bedeutung eben kommt es an, und so wäre zuletzt die Klammer durch die Synthesis erläutert, aber nicht die Synthesis durch die Klammer.

Man könnte von hier aus auch für die Frage nach dem **unmittelbar Gegebenen** eine neue Lösung versuchen. Was uns bei psychischen Funk-

[1] In der Abhandlung »Psychologie und Erkenntnistheorie« (Münchener Akademie 1891) habe ich S. 31 und 32 bereits erwähnt, daß an diesem Punkte der Schlüssel für das wichtigste Problem in der Lehre vom Ursprung der Begriffe liege. Begriffe wie »Sein, Notwendigkeit« usw. stammen eben nicht aus der inneren Wahrnehmung im alten LOCKEschen Sinne, dem Bewußtsein der Funktion, sondern aus der Vergegenwärtigung bestimmter Eigenschaften der Gebilde; man könnte sagen: aus der innersten Wahrnehmung. Ausführlich handelt hierüber HUSSERL, Log. Unt. II, 611 f.

tionen außer den Erscheinungen gegeben ist — könnte man sagen —, das sind nicht die Funktionen selbst, sondern nur die Gebilde. Wir merken gleichsam, wieviel es innerlich geschlagen hat, aber wir merken nichts vom Arbeiten der Maschine. Wenigstens bei den intellektuellen Funktionen wird dieser Mittelweg manchem bestechend scheinen: beim Fühlen und Wollen wird ja das Vorhandensein eines Funktionsbewußtseins leichter zugestanden.

Aber eine glückliche Lösung dürfte hierin nicht liegen. Was sollte es beispielsweise heißen, daß statt des Denkens an Größe oder Bewegung oder Schlechtigkeit das Allgemeine, das mit diesen Ausdrücken bezeichnet ist, selbst unmittelbar gegeben wäre? Es müßte dann, wenn ich recht sehe, wie die Erscheinungen auch als für sich seiend anerkannt werden können, und wir hätten alle Konsequenzen des alten Begriffsrealismus auf uns zu nehmen. Oder was sollte es heißen, daß wir einen Sachverhalt, z. B. das Nichtsein eines Zyklopen, als Bewußtseinstatsache in uns vorfänden? Was ich vorfinden und beobachten kann, ist ein Urteilen, das dieses Nichtsein zu seinem Inhalte hat, wie bei dem Satz: »es gibt keine Zyklopen.« Wohl können wir ein Gebilde begrifflich denken, ohne daß es augenblicklich Inhalt der zugehörigen Funktion ist, z. B. einen Sachverhalt, ohne daß augenblicklich ein Urteil vorhanden ist, dessen Inhalt er bildet. Dies zeigt sich daran, daß wir die Bedeutung eines Daß-Satzes, wenn er für sich allein ausgesprochen wird, verstehen, obschon er so nicht eine Behauptung, sondern nur den Inhalt einer möglichen, wahren oder falschen, Behauptung wiedergibt. Aber der Sachverhalt kann nicht für sich allein, unabhängig von irgendeiner Funktion unmittelbar gegeben und damit auch real sein. Nur als Inhalt eines aktuell stattfindenden Urteils kann er real sein. Sonst wäre jeder beliebige Sachverhalt, auch der sicher falsche, ja absurde, nicht nur wahr, sondern sogar real. Die Funktionen also (und zwar natürlich nur die bewußten eigenen gegenwärtigen Funktionen) sind unmittelbar erkannte Tatsachen, die Gebilde aber sind Tatsachen überhaupt nur als Inhalte von Funktionen.

Anders steht es, meine ich, mit den Erscheinungen. Auch sie zwar sind uns nur mit den Funktionen gegeben, aber — der Ausdruck wird jetzt nicht mehr mißverständlich sein — neben ihnen, als eines der beiden Elemente, worauf das Bewußtsein gleichzeitig, wenn auch in ungleicher Weise, gerichtet ist. Sie sind uns in logischer Unabhängigkeit von den Funktionen gegeben, die Gebilde dagegen in logischer Abhängig-

keit. Die Gebilde können nicht begriffen werden ohne die Funktionen und umgekehrt. Hier wäre SPINOZAS Formel »Unumquodque per se concipi debet« nicht gültig. Wenn wir ein Gebilde begrifflich denken, etwa einen Sachverhalt beim Aussprechen eines isolierten Daß-Satzes, so muß notwendig die bezügliche Funktion, hier das Urteilen, ihrem Allgemeinbegriffe nach mitgedacht werden; nur wirklich stattzufinden braucht sie nicht, und den individuellen Akt brauchen wir nicht mitzudenken.

Eine weitere Frage könnte endlich von hier aus hinsichtlich der Verhältnisse aufgeworfen werden. Wir haben sie nicht unter die Erscheinungen selbst gerechnet, aber auch nicht unter die Funktionen. Man könnte nun versuchen, sie unter den Begriff der Gebilde zu bringen. Ich halte dies nicht für möglich. Doch würde die Begründung hier unnötig vom Wege abführen.[1]

[1] Mit den vielfältigen Untersuchungen MEINONGS und seiner Schüler über Komplexionen, Gegenstände höherer Ordnung, ideale Gegenstände berühren sich obige Darlegungen in mancher Hinsicht, während sie sich in anderer davon entfernen. Das gleiche gilt gegenüber EBBINGHAUS' Begriff der »Anschauungen«. Es tritt eben an vielen Punkten in der neueren Psychologie das Bedürfnis zutage, von den Erscheinungen noch ein anderes zu scheiden, das gleichwohl Bewußtseinsinhalt ist. Vgl. den Schluß dieser Abhandlung.

Die Genauigkeit erfordert hinsichtlich der hier so genannten Gebilde noch eine Unterscheidung, die wir nicht ganz übergehen wollen. Mit Recht weist HUSSERL darauf hin, daß die Begriffe »gleichseitiges Dreieck« und »gleichwinkliges Dreieck« verschieden sind und doch dasselbe meinen. Er spricht daher von verschiedener »Bedeutung« bei gleichem »Gegenstand«. Ebenso habe das Urteil »$a > b$« gegenüber »$b < a$« verschiedene Bedeutung, drücke aber denselben Sachverhalt aus (Log. Unt. II, 46 f.). Es verhält sich ähnlich auch bei Inbegriffen: $a + b$ und $b + a$ sind dieselbe Summe, eine transponierte Melodie dieselbe Melodie, und doch sind die Inbegriffe, als Gebilde betrachtet, nicht identisch. Ähnliches dürfte sich bezüglich der Werte sagen lassen (ich ziehe a dem b vor, ich verwerfe b gegenüber a). Doch wird es nicht nötig sein, um deswillen einen ganz neuen Begriff gegenüber dem der Gebilde einzuführen, sondern nur, das Wesentliche eines Gebildes von den unwesentlichen Modifikationen zu scheiden. Unwesentlich aber nennen wir hierbei alles, was für den Denkgebrauch (bzw. bei Werten für die weiteren Gefühle, Willensakte, Handlungen) keinen Unterschied macht. Es ist der in der Logik bekannte Begriff der Äquivalenz, der hier auftritt. Man kann eben aus $a > b$ und aus $b < a$ das nämliche schließen. Wir unterscheiden also vom Gebilde selbst noch das Wesentliche, die Invariante, die ebenso durch den einen wie den anderen Satz ausgedrückt ist, aber allerdings nicht für sich herausgehoben und ausgedrückt werden kann.

Der in neuerer Zeit lebhaft besprochene erkenntnistheoretische Begriff des »Gegenstandes« würde eine besondere Betrachtung verlangen. Gegenstand nennt man, wie mir scheint, alles, was unter einem Allgemeinbegriffe gedacht wird oder selbst ein solcher ist. Aber hierauf braucht im gegenwärtigen Zusammenhange nicht eingegangen zu werden.

2. Veränderungen an den Erscheinungen sind möglich ohne Veränderungen der Funktionen.

Daß etwas im Gesichtsfelde sich verändern kann, ohne daß wir es bemerken, scheint eine alltägliche Erfahrung. Aber die Gegner der Unterscheidung zwischen Erscheinungen und Funktionen pflegen dies so zu deuten, daß auch die Erscheinungen sich dabei tatsächlich nicht verändern. Nur der äußere Vorgang und allenfalls der peripherische Nervenprozeß ändere sich, nicht aber der zentrale, an welchen die Empfindung (Erscheinung) gebunden ist. Wenn ein ganz in Gedanken Versunkener bei offenem Auge die allmähliche Verdunkelung des Zimmers nicht bemerkt, geht nach dieser Anschauung in seinem individuellen optischen Erscheinungsbilde tatsächlich nichts, nicht das geringste vor sich. Erst in dem Moment, wo er aufmerksam wird, findet für ihn ein plötzlicher Übergang aus dem Hellen ins Dunkle statt. Oder sollen wir sagen: aus dem Nichts ins Dunkle? Denn da er nicht auf die Gesichtserscheinungen merkte, können sie nach dieser Anschauung gar nicht und in keiner Weise für ihn vorhanden gewesen sein. So wird es in der Tat die Konsequenz erfordern.

Wir behaupten dagegen, es sei sehr wohl denkbar, daß in einem solchen Fall auch die sinnliche Erscheinung selbst (mit dem ihr zugrunde liegenden zentralen Nervenprozeß) sich allmählich ändere. Ja, wir behaupten, daß sogar bei höchster und einer Erscheinung direkt zugewandter Aufmerksamkeit unbemerkt bleibende Veränderungen in den Erscheinungen vorkommen können; mit andern Worten: daß es nicht nur unbemerkte, sondern auch unmerkliche Erscheinungsänderungen geben könne. Die Möglichkeit geht ohne weiteres aus den Begriffen hervor, sobald man sie in der Weise, wie wir es nötig finden, sondert. Die Annahme enthält dann keine einander logisch widersprechenden Elemente.

Freilich liegt hier vieles an den Definitionen und dem genauen Festhalten ihres Sinnes. Wer sich mit Worten in die Enge treiben läßt, wird schnell zugeben, unbemerkte Erscheinungen seien Erscheinungen, die nicht erscheinen, oder Empfindungen, die nicht empfunden werden, somit widersprechende Begriffe. Wir würden einem solchen vorschlagen, auch das Wort »Erscheinungen« beiseite zu lassen und es durch Ausdrücke wie »Elemente« (Mach) oder »Denkstoff« zu ersetzen.[1]

[1] Ich habe Tonpsychologie I, 33, II, 222 durch eine einfache Überlegung zu beweisen versucht, daß unmerkliche Erscheinungsveränderungen (oder, wie ich damals sagte, Empfin-

Diese unabhängige Veränderlichkeit der Erscheinungen gegenüber den Funktionen reicht aber weiter auch in das Gebiet des Ebenmerklichen. Man hat früher für selbstverständlich angesehen, daß alle ebenmerklichen Empfindungsunterschiede einander gleich seien. Darauf gründete FECHNER die Ableitung seines Gesetzes. Auch diese Selbstverständlichkeit besteht nicht. BRENTANO wies zuerst darauf hin, daß eben wahrnehmbare Unterschiede selbst bei gleichmäßig maximaler Aufmerksamkeit eine verschiedene Erscheinungsgröße besitzen könnten. KÜLPE hat aus Versuchsreihen, die unter seiner Leitung angestellt waren, geschlossen, daß eine solche Diskrepanz in verschiedenen Sinnesgebieten wirklich stattfinde, daß nämlich die ebenmerklichen Unterschiede bei Helligkeitsvergleichungen mit zunehmender absoluter Helligkeit, bei Zeitvergleichungen mit zunehmender Dauer der verglichenen Zeiten wüchsen. Bedarf auch die experimentelle Grundlage dieser scharfsinnigen Folgerungen nach neueren Versuchen wohl einer wiederholten Durcharbeitung, so ist doch der eingeschlagene Weg durchaus erfolgversprechend. Daß die ebenmerklichen Unterschiede mit steigender Tonhöhe kleiner (also mit wachsender Wellenlänge größer) werden, glaube ich nach demselben Schlußverfahren auf Grund von Beobachtungen aussprechen zu dürfen. So können die letzten für die direkte Beobachtung noch erreichbaren minimalen Unterschiede auf indirektem Wege sogar messenden Vergleichungen zugänglich werden; und zwar handelt es sich dabei nicht etwa um Reizunterschiede, sondern um Unterschiede der Erscheinungen selbst.

Also nicht nur von äußeren Dingen und Vorgängen gilt es, daß sie Eigenschaften und Beziehungen zueinander besitzen, die wir auch bei aufmerksamster direkter Beobachtung nicht mehr erkennen, die erst aus verwickelten Folgerungen mehr oder weniger wahrscheinlich erschlossen werden, sondern auch die unmittelbar gegebenen Erscheinungen verhalten sich

dungsveränderungen) tatsächlich vorkommen. Der Beweis hat bei vielen Zustimmung, aber auch bei einigen Widerspruch gefunden. Ganz mit Unrecht vermutete man darin eine Verwechselung von Reizänderungen mit Empfindungsänderungen. Dennoch gebe ich zu, daß diese These, für die inzwischen auch G. E. MÜLLER, Zeitschrift für Psychologie X, 79, eingetreten ist, noch einmal einer minutiösen Prüfung bedürfte. Die These fällt zusammen mit der Behauptung stetiger Empfindungsveränderungen. Wenn man ausschließlich unstetige Empfindungsveränderungen annähme und zu dieser in sich schon äußerst unglaublichen Annahme noch gewisse gleichfalls sehr unwahrscheinliche Hypothesen fügte, könnte man jener Schlußfolgerung entgehen. Hier genügt es aber, die Möglichkeit, nicht das wirkliche oder notwendige Vorkommen, unmerklicher Erscheinungsveränderungen zu betonen.

nicht anders. Unsere eigenen Empfindungsinhalte sind uns auf direktem Wege nicht bis zu den letzten Feinheiten durchsichtig. Wir müssen die Scheidung zwischen Ding an sich und Erscheinung in gewissem Sinn ein zweites Mal machen bezüglich der Erscheinungen selbst. Wenn auch die Trennung zwischen wirklichen Erscheinungen und Erscheinungen der Erscheinungen sinnlos wäre, weil hier eben unmittelbar Gegebenes vorliegt, so bedeutet dies doch nur so viel, daß unsere Erkenntnis der Erscheinungen der allgemeinen Natur ihres Gegenstandes adäquat ist. Es ist nicht damit gesagt, daß alle Eigenschaften, Unterschiede, Verhältnisse innerhalb der Erscheinungen in jedem Augenblicke merklich wären, und daß Eigenschaften, Unterschiede, Verhältnisse, die nicht merklich sind, eo ipso nicht vorhanden wären. Eine solche Diskrepanz zwischen den Erscheinungen und den auf sie gerichteten intellektuellen Funktionen (einschließlich der auf Wahrnehmung basierten Urteile) widerspricht nicht der »Evidenz der inneren Wahrnehmung«; bzw. es muß dieser Begriff so verstanden werden, daß jene Diskrepanz damit verträglich wird. Eine folgerichtige Sinnespsychologie scheint dies zu verlangen.

Auch die Erscheinungen zweiter Ordnung, die bloßen Vorstellungen, führen in weiten Grenzen ein unabhängiges Dasein; nämlich in allen Fällen des sogenannten mechanischen Gedächtnisses oder der gewöhnlichen Assoziation, wo Vorstellungen abrollen genau wie Eindrücke äußerer Ereignisse, die vor unseren Augen unabhängig von uns verlaufen. Diese Vorgänge der bloß mechanischen Assoziation und Reproduktion sind zufolge den experimentellen Gedächtnisstudien, die durch Ebbinghaus inauguriert und besonders durch G. E. Müller und seine Schule fortgeführt wurden, einer sehr ins einzelne gehenden inneren Gesetzlichkeit unterworfen, die nahe Verwandtschaft mit den Gesetzen physiologischer Prozesse aufweist.[1]

[1] Vgl. die Formeln für zahlenmäßige Beziehungen zwischen Behaltenem und Vergessenem, die Regelmäßigkeiten in der Geschwindigkeit des Vergessens unter bestimmten Umständen, die sogenannte Perseverationstendenz der Vorstellungen, die Analogie der »Einstellung« auf dem motorischen und dem Vorstellungsgebiet (Laura Steffens, Zeitschrift für Psychologie XXIII, 241 f.), die von gleichen Bestandteilen des Einzuprägenden ausgehenden Hemmungen (Ranschburg), die Erfahrungen beim Verschreiben und Versprechen, und so vieles andere.

Eine sehr allgemeine und immer überraschende Erfahrung bei Gedächtnisversuchen ist der Widerspruch des subjektiven Richtigkeitsgefühls mit der objektiven Richtigkeit des Ergebnisses, worin das selbständige Abrollen der Erscheinungen zweiter Ordnung für die Versuchsperson besonders fühlbar zum Bewußtsein gebracht wird. »Eine Reihe läuft ab, gleich-

Am merkwürdigsten, wenn auch vorläufig erst mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit anzunehmen, sind die Folgerungen auf das Vorkommen von Assoziationen im Unbewußten. Unter bestimmten Umständen scheinen Vorstellungen, die augenblicklich gar nicht im Bewußtsein, also entweder nur als Erscheinungen unter der Merklichkeitsschwelle oder nur als gänzlich außerbewußte Prozesse, vorhanden sind, untereinander in gleicher Weise Assoziationen einzugehen, wie es bei Vorstellungen im gewöhnlichen Sinne der Fall ist.

Was endlich das Gefühlsleben und die Willensfunktionen anlangt, so wird sich auch hier vertreten lassen, daß Veränderungen der Erscheinungen in dem anfangs definierten umfassenden Sinne, auch die organischen Empfindungen (visceral sensations) mit einbegriffen, sich nicht notwendig und unmittelbar als Veränderungen emotioneller Funktionen geltend machen. Wenn schon die gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß Neigung und Abneigung, Begehren und Verabscheuen und ein fester Wille unverändert auf einen Gegenstand gerichtet bleiben können, während die Erscheinungen, die die Anschauungsgrundlagen im Bewußtsein ausmachen, ebenso wie die sonstigen dem Gefühl zugrundeliegenden oder beigesellten Sinnesempfindungen sich bedeutend verändern, so dürfte eine exakte Analyse dies nicht prinzipiell umstoßen, sondern nur genauer fassen und auf die weit über die Erscheinungen hinausreichenden Unterlagen unseres Gefühlslebens zurückführen. Im allgemeinen freilich wird es auch hier zutreffen, daß mit einer Veränderung der Empfindungs- und Vorstellungsgrundlage zugleich der emotionelle Zustand selbst eine Veränderung erfährt. Nur darum handelt es sich, ob diese Parallelität der Veränderungen eine absolute und ausnahmslose ist oder nicht.

Auch kommt es bei der Entscheidung dieser Frage darauf an, was man zu dem Begriff einer Gemütsbewegung rechnet. Im weiteren Sinne, d. h. wenn es sich um eine Beschreibung der mit den Namen Wehmut, Zorn usw. bezeichneten Gesamtzustände handelt, umfaßt eine Gemütsbe-

sam als ob man keinen Teil an ihr hätte, und man ist sehr überrascht, hinterher von dem Leiter des Versuchs zu hören, daß sie völlig richtig war. Nicht selten aber geschieht auch das Umgekehrte: das angenehme Bewußtsein, die Reihe richtig hergesagt zu haben, wird getrübt durch die nachfolgende Wahrnehmung des einen und anderen Fehlers« (Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie I [2], 650).

Auch die Untersuchungen über die Reaktionen auf »Reizwörter« liefern eine Fülle von Belegen für den Automatismus des Gedächtnisses, so daß der Gedanke entstand, mit Hilfe solcher Versuchsreihen Erlebnisse zu erschließen, die selbst der willkürlichen Erinnerung der Versuchspersonen entzogen sind oder absichtlich von ihnen verheimlicht werden.

wegung auch die jeweiligen organischen Empfindungen.[1] Verstehen wir den Ausdruck in diesem Sinne, so läßt sich unsere These nicht festhalten. Aber im engeren Sinne, wenn nur eine Definition durch das wesentlich Unterscheidende beabsichtigt ist, wird eine Gemütsbewegung durch das Vorhandensein bestimmter intellektueller Funktionen gegen andere Gemütsbewegungen abgegrenzt.[2] In diesem engeren Sinne gefaßt sind Gemütsbewegungen ebenso wie die zugrunde liegenden intellektuellen Funktionen, und in den nämlichen Grenzen wie diese, unabhängig von der Verschiedenheit der Erscheinungen.

Hiermit glauben wir die aufgeworfenen Fragen, soweit als es im Rahmen eines allgemeinen Überblickes der einschlägigen Verhältnisse nach dem gegenwärtigen Stande der psychologischen Untersuchungen geschehen konnte, beantwortet zu haben. Es gilt hier ganz besonders, während jeder Einzeluntersuchung unbefangen die verschiedenen möglichen Standpunkte im Auge zu behalten und in ihren Konsequenzen für den besonderen Fall zu verfolgen, um sie daran zu prüfen. Die Einzeluntersuchungen sind nicht da, um vorher schon feststehende Überzeugungen zu bestätigen. Wer die außerordentlichen Schwierigkeiten psychologischer Probleme empfindet, ferner die vielen Veränderungen und Zugeständnisse erwägt, die nicht nur von seiten der alten Assoziationspsychologie und der modernen Erscheinungspsychologie, sondern auch von seiten der Funktionspsychologie, ihrer Intensitätslehre, ihrer Lehre von der inneren Wahrnehmung usw. notwendig geworden sind, der wird nicht in Gefahr sein, den sensualistischen Dogmatismus mit einem funktionalistischen zu vertauschen. Nur dies halte ich für ausgemacht, daß die Beschreibung des unmittelbar Gegebenen, abgesehen also von allem, was zur Herstellung eines Kausalzusammenhanges hinzugedacht werden muß, nicht mit den Erscheinungen auskommt, auch dann nicht, wenn man die Erscheinungen zweiter Ordnung in weitestem Umfange hinzunimmt. JAMES' Lehre von den »fringes«, die Lehren jüngerer Psychologen von den »Bewußtseinslagen«, den »Bewußt-

[1] S. »Über Gemütsbewegungen«, Ztschr. f. Psychol. XXI, S. 93f.

[2] Natürlich besteht sie nicht in diesen intellektuellen Funktionen selbst, die nur die unentbehrliche Grundlage bilden, sondern baut sich als neue eigenartige Funktion darüber auf. Der Ausdruck »Intellektualismus« für diese Auffassung ist daher ganz verkehrt.

heiten« u. dgl. ruhen auf der nämlichen Erkenntnis.[1] Man mag ja auch sagen, nicht Unterschiede der Funktionen gelte es hier zu berücksichtigen, sondern allerlei verborgene, halbbewußte, schwerbeschreibliche Erscheinungen, Erscheinungen dritter Ordnung. Hierüber wäre im einzelnen Falle zu rechten. Es kann einmal zutreffen, einmal nicht. Genug, wenn zugegeben wird, daß die Analyse des unmittelbar gegebenen psychischen Lebens unvollständig bleibt, wenn man sich auf die zu Anfang als Erscheinungen aufgezählten Elemente beschränkt, daß das Hinzuzufügende von anderer Gattung ist, und daß es den Kern des psychischen Lebens ausmacht, die Erscheinungen aber samt allem Strecken und Beugen nur die Schale.

Einige Folgerungen seien nur angedeutet. So macht es natürlich für die Frage nach der Lokalisation der psychischen Funktionen im Gehirn einen großen Unterschied, ob man das Psychische restlos in Erscheinungen und ihren Verknüpfungen aufgehen läßt, oder ob die Funktionen mit all ihren »Gebilden« das eigentliche Wesen des psychischen Lebens ausmachen. Für die Anhänger der Funktionstheorie entsteht hier die Frage, ob nicht die Funktionen in ganz anderem Sinne lokalisiert sind wie die Erscheinungen, und ob nicht alles, was bisher über spezielle Lokalisationsherde im Gehirn nachgewiesen ist, auf Lokalisation der Erscheinungen und ihrer Assoziationen hinausläuft.[2]

Nach einer anderen Richtung ergeben sich Folgerungen für die Einteilung der Wissenschaften. Es zeigt sich, daß die Beschreibung der Erscheinungen als solcher und die Erforschung ihrer Strukturgesetze theoretisch genommen weder zu den Aufgaben der Naturwissenschaft noch zu denen der Psychologie im engeren Wortsinne gehört, vielmehr ein besonderes Wissensgebiet ausmacht. Da die Ausführung dieses Gedankens mit allgemeineren Fragen über die sachgemäße Gliederung des gesamten Wissenschaftsgebietes zusammenhängt, denke ich darüber in einem besonderen Vortrage zu handeln.

---

[1] Was James unter dem Sammelnamen der »fringes« zusammenfaßt, dürfte sich zwar, genauer besehen, meistens zunächst in inhaltliche Momente auflösen, nämlich in Verhältnisse, die in unbestimmter Weise bei gewissen Ausdrücken und Wendungen der Sprache mitgedacht werden. Aber das begriffliche Denken, das hier zum anschaulichen Vorstellen hinzukommt, führt dann eben doch auf Funktionelles (vgl. Marty, Ztschr. f. Psychol. III, 316f, 327).

[2] Vgl. die dahin zielenden Äußerungen Meumanns im Archiv für die gesamte Psychologie II, Literaturbericht S. 33–34.

Inhaltsverzeichnis.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei



